

1. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 279.

Samstag den 29. November 1903

Der Herr Kompagnon.

Kriminalnovelle von Reinhold Ortmann.

(Nachdruck verboten.)

In das Kontor der angesehenen kaufmännischen Firma Gortung und Brandau zu D. trat eine elegant gekleidete und überaus anmutige junge Dame von etwa zwanzig Jahren. Auf ihrem hübschen Gesichtchen, das wie von einer freundlichen Erregung leicht gerötet erschien, prägte sich die glücklichste und heiterste Stimmung aus, und hell und fröhlich war auch der Klang ihrer Stimme, als sie an einen der im ersten Zimmer arbeitenden Buchhalter, die sich bei ihrem Eintritt gleichzeitig achtungsvoll erhoben hatten, die Frage richtete:

„Ist Herr Brandau in seinem Kabinett? Und werde ich ihn auf einen Augenblick sprechen können?“

„Gewiß, Fräulein Gortung!“ antwortete der Angeredete, ein alter Graufopf von etwas gebeugter Haltung, dienstfertig, „der Herr Chef ist drinnen, und er wird sich glücklich schätzen, einen solchen Besuch zu empfangen.“

Mit einigen ungeschickten Kratzfüßen öffnete er dabei die in einen Nebenraum führende Tür, und die junge Dame trat mit leichten Schritten in das Allerheiligste der beiden Firmeneinheiten ein. Das kleine Gemach war sehr behaglich und für das Arbeitszimmer eines Kaufmannes vielleicht sogar etwas zu verschwenderisch ausgestattet. Aber man konnte es dem zierlich gebauten, etwa sechsunddreißigjährigen Herrn, welcher da in seinem Richtstuhl mehr legend als sitzend in dem schwellenden Sammetstuhl lehnte und die duffigen Wolken einer Zigarre zur Decke emporblies, auch sehr wohl schon auf den ersten Blick anmerken, daß ihm Bequemlichkeit und Gemüt als die obersten Gesetze des Lebens galten. Sein Gesicht war bloß und seine Züge schlaff, wie diejenigen eines Menschen, der eine stürmische Vergangenheit hinter sich hat. Auch sein leicht gelocktes, blondes Haar war hier und da bereits stark gelichtet, trotzdem hätte er für einen hübschen Mann gelten können, wenn nicht in dem Blick seiner kalten Augen etwas Baurndes, Lächliches und zugleich Unstetiges gewirkt wäre, und wenn nicht das zeitweilige Zucken seiner Lippen und Hände auf eine hochgradige Unruhe und Nervosität hingedeutet hätte.

Er hatte bei dem Geräusch der geöffneten Tür zuerst leicht und nachlässig den Kopf zur Seite gewendet, ohne sich aus seiner bequemen Stellung zu rühren. Sodann aber die junge Dame erkannte, sprang er wie elektrisiert empor und führte sie mit tiefer Verbeugung zu dem an der Wand stehenden Sofa.

„Welch eine seltene Ehre, Fräulein Gortung!“ sagte er. „Sie haben mir seit der Abreise Ihres Vaters das Glück Ihres Anblicks so selten vergönnt, daß ich fast annehmen muß, es sei etwa außergewöhnliches geschehen, das heute die Tochter meines verehrten Kompagnons zu mir führt.“

Er war sichtlich bemüht, sich von der lebenswichtigen Seite zu zeigen und seine Formen waren denn auch von durchaus tadelloser Art. Aber das verbindliche und sichtliche Lächeln stand seinem Gesicht nicht gut, und die fröhliche heitere Stimmung der jungen Dame schien denn auch seit dem Augenblick, wo sie ihm gegenüberstand, einer unbefriedigten Befangenheit gewichen zu sein.

„Sie haben recht, Herr Brandau,“ sagte sie, ohne den angebotenen Sitz einzunehmen. „Es ist etwas außerordentliches und etwas, das Ihnen, wie ich hoffe, Freude bereiten wird. Mein Papa telegraphiert uns soeben, daß er noch heute abend zurückkehrt. In kaum fünf Stunden werde ich ihn bereits auf dem Bahnhofe in Empfang nehmen können.“

Wenn es wirklich Freude war, die Herr Brandau bei dieser Mitteilung empfand, so äußerte sie sich bei ihm jedenfalls auf eine ganz besondere Weise. Aus seinem blassen Gesicht schien auf der letzte Blutstropfen gewichen zu sein, so daß es eine leuchtend helle Färbung annahm, in seinen unruhigen Augen flackerte ein seltsames, unheimliches Feuer und das verbindliche Lächeln auf seinen Lippen ersetzte sich einer Grimasse, die viel eher Wut und Gäh, als Entzücken ausdrücken konnte. Aber diese auffallende Veränderung in seinem Wesen war nur von sehr kurzer Dauer. Er war, wie es schien, an Schauspielerkünste gewöhnt und gewann seine Selbstbeherrschung rasch zurück. Etwas stotternd und unsicher zwar, aber doch in scheinbar heiterem Tone versicherte er der jungen Dame, daß sie ihm ein größeres Vergnügen, als mit dieser angenehmen Ueberraschung, gewiß nicht hätte bereiten können, und daß er sich glücklich schätzen würde, wenn sie ihm gestattete, heute abend in ihrer Gesellschaft zum Empfang seines verehrten Kompagnons nach dem Bahnhof zu fahren. Als sich Fräulein Gortung dann zum Gehen ansetzte, machte er keinen Versuch mehr, sie zurückzuhalten, und während er sie zur Tür begleitete, fragte er noch:

„Und Sie wissen gar nicht, mein Fräulein, was Ihren Vater veranlaßt haben kann, seine Dispositionen so plötzlich zu ändern. Vor kaum vier Tagen noch schrieb er mir, daß er seine Reise bis weit in das Innere von Rußland hinein ausdehnen und frühestens nach Ablauf von drei Monaten zurückkehren werde.“

„Papa hat mir Larher keine Andeutungen gemacht,“ erwiderte die junge Dame kühl. „Er pflegt mich von geschäftlichen Angelegenheiten nicht zu unterrichten, und ich habe gewiß keine Veranlassung, ihn danach zu fragen.“

„Verzeihung — ich glaubte nur — daß — vielleicht ein Zufall —“ stotterte Brandau. Aber sie entzog ihm seiner peinlichen Lage dadurch, daß sie sich mit einem kleinen Reigen des Kopfchens verabschiedete und raschen Schrittes das Kontor verließ. Kaum war sie gegangen, als sich Brandaus Stirn in finstere Falten legte und sein Gesicht einen düsteren, beinahe verzweiferten Ausdruck annahm. Er dachte nicht daran, seinen bequemen Platz auf dem Sessel wieder einzunehmen, sondern er lief mit stürmischen Schritten in dem kleinen Gemach auf und nieder, wie einer, der in einer hoffnungslosen Lage mit der wahn sinnigen Angst eines Ertrinkenden nach einem rettenden Gedanken sucht.

„Diese plötzliche Rückkehr richtet mich zu Grunde,“ murmelte er. „Wenn er auch nur das geringste erfährt, bin ich ohne Rettung verloren, denn schon um der unbeleblichen Ehrenhaftigkeit willen würde er sicherlich nicht die mindeste Rücksicht auf mich nehmen. Und hätte ich Zeit gehabt, so würde ich gewiß alles zurückgenommen haben. Nun aber bleibt mir kein Ausweg — keiner, als eine Kugel vor den Kopf oder —“

Er vollendete den Satz nicht, gleich als fürchtete er sich, dem Gedanken, der ihm da durch das Gehirn gefahren war, auch nur an sich selber Ausdruck zu geben. Aber er verfolgte ihn doch im stillen weiter und zeitweilig ging es sogar wie ein Ausleuchten der Ermutigung über sein Gesicht. Das Endergebnis der Betrachtung aber mußte doch wohl ein wenig erfreuliches sein, denn er fuhr sich mit der Hand über die Stirn und stöhnte mit einem tiefen Aufseufzen:

„Nein, nein, das ist nichts — es ist ein abenteuerlicher Plan. Selbst wenn sich eine Gelegenheit dazu fände, würde ich doch niemals den Mut haben, es auszuführen. Mag denn die Komödie ein Ende haben. Ich werde ein schmachvolles und klägliches Leben durch einen raschen Tod zu beenden wissen.“

Er ordnete die Papiere, welche auf seinem Schreibtisch lagen, und rief dann den alten, grauföpfigen Buchhalter herein, um ihm einige auf die Erledigung verschiedener Geschäfte bezügliche Befehle zu erteilen. Er war dabei äußerlich wieder ganz ruhig und aus der Art seines Benehmens hätte gewiß niemand darauf schließen können, daß dieser Mann sich im Grund seines Herzens mit dem fürchtbaren Gedanken an ein freiwilliges Ende trug.

„Sie können heute das Kontor eine Stunde früher schließen als gewöhnlich,“ beendete er seine Unterweisung, indem er noch seinem Gut und seinem Ueberdruß griff, „mein Kompagnon kehrt noch heute abend von seiner Reise zurück, und da ich ihn auf dem Bahnhof zu empfangen gedenke, werde ich vorher schließlich abends hierher zurückkommen.“

Gleichzeitig mit dem Buchhalter verließ er das Kabinett, dessen Tür er sorgfältig hinter sich verschloß. Draußen bestieg er eine Droschke und fuhr zunächst in seine Privatwohnung, die mit einer für die Heimstätte eines Junggeheils wahrhaft überraschenden Bornehmheit und Pracht ausgestattet war. Brandau hatte für den Luxus seiner Umgebung heute nur einen geringfügigen Blick und ein bitteres Lächeln. Er ging ohne weiteres auf ein kleines, an der Wand befestigtes Schränkchen von sehr feiner und kostbarer Arbeit zu, dessen Tür durch den Druck des Fingers auf eine geheime Feder zu öffnen war. Brandau entnahm einem Fach einen zierlichen Revolver, den er in die Brusttasche seines Rockes stecken wollte, als ihm plötzlich ein anderer, besserer Gedanke zu kommen schien. Er legte die Waffe in das Schränkchen zurück und ergriff statt dessen ein winziges, bis zur Hälfte mit einer wasserhellen Flüssigkeit gefülltes Fläschchen, das er erst prüfend gegen das Licht hielt, ehe er es vorsichtig in einer Tasche seines Anzuges barg.

„Nun wären wir gerüstet!“ sagte er halblaut und es klang wie eine Art Galgenhumor aus seinen Worten. „Nun mag der Herr Kompagnon getrost kommen. Ich werde bereit sein, allen Eventualitäten zu begegnen.“

Und heiter, wie wenn er soeben ein großartiges Geschäft abgeschlossen hätte, fuhr er in das erste Restaurant der Stadt, um ein Diner einzunehmen, das auch den Ansprüchen eines Fürsten genügt haben würde.

Pünktlich auf die Minute rasselte der aus dem Osten kommende Zug in die düstere Bahnhofshalle ein. Brandau stand an der Seite des Fräulein Emmy Gortung, die in Begleitung einer älteren Gesellschaftin gekommen war, auf dem Perron, und es war gut, daß die junge Dame all ihre Aufmerksamkeit auf die einfahrenden Eisenbahnwagen gerichtet hatte, denn sonst würde sie unfehlbar bemerkt haben, daß der Kompagnon ihres Vaters in dem Augenblick, wo die rotglühenden Lichter der Lokomotive gleich den funkelnden Augen eines schnaufenden Ungetüms in der dunklen Ferne auftraten, doch bedenklich nahe daran gewesen war, seine Fassung vollständig zu verlieren. Er taumelte wie von einem plötzlichen Schwindel befallen und seine Lippen nahmen eine beinahe bläuliche Färbung an. Emmy aber kümmerte sich nicht um ihn, sondern sie eilte mit einem Ausruf der Freude auf ein Kupee zu, in

dessen geöffneten Tür die statliche Gestalt eines älteren Herrn mit leichtergrautem Haar und mit ernst, angenehmen Gesichtszügen, die eben so viel Wohlwollen als Willensstärke und Charakterfestigkeit ausstrahlten, sichtbar geworden war.

„Mein teurer Papa!“ — „Mein liebes Kind!“ Mit diesen begrüßenden Zurufen fielen sie sich in die Arme, und Brandau war sicherlich im Grunde seines Herzens froh, daß ihm die gute Sitte gebot, das erste freudige Wiedersehen zwischen Vater und Tochter nicht zu stören. Aber auch diese Gelegenheit ging vorüber, und — sein Töchterchen am Arm führend — trat Gortung auf ihn zu. Er schien die unter zukommenden Lächeln dargebotene Hand seines Kompagnons gar nicht zu bemerken, sondern er sagte, indem er seinen Gut kaum merklich lästete, mit eisiger Kälte:

„Es ist mir lieb, daß Sie da sind, Herr Brandau! Ich habe den lebhaften Wunsch, noch heute abend eine wichtige und dringende Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen!“

Brandau biß sich auf die Lippen, aber zugleich flammte auch etwas wie Trotz in seinen unstillen Augen auf.

„Wenn es etwas Geschäftliches ist, Herr Kompagnon,“ erwiderte er in etwas herausforderndem Ton, „so möchte ich Sie allerdings bitten, es auf morgen zu verschieben. Ich fühle mich heute etwas angegriffen und ich würde es mir außerdem kaum verzeihen können, Ihr Fräulein Tochter gleich am ersten Abend um das Vergnügen Ihrer Gesellschaft gebracht zu haben.“

„Meine Tochter weiß, daß die Geschäfte dem Vergnügen stets voranstellen müssen!“ war die kurz abweisende Antwort. „Und ich habe ganz bestimmte Gründe, über die Angelegenheit, die mich beschäftigt, noch heute ins Klare zu kommen.“

Brandau durfte nicht mehr zweifeln, daß Gortung von einem ganz bestimmten Verdacht gegen ihn erfüllt sei und daß ein weiterer Widerspruch die Situation nur noch unbehaglicher gestalten könne. So zwang er sich denn zu einem Lächeln und sagte, daß er selbstverständlich wie immer bereit sei, sich den Wünschen seines älteren Kompagnons zu fügen und daß seine Einwendung nur den Charakter eines bescheidenen Vorschlags gehabt habe. Gortung hielt es für überflüssig, ihm darauf zu antworten, sondern er wendete sich freundlich an seine Tochter.

„Du wirst also mit Fräulein Wegner allein nach Hause zurückkehren, mein Kind. Ich belege mich zunächst in das Kontor und vermag noch nicht vorauszusagen, wann ich heimkomme. Es ist also wohl am geratensten, daß du mich nicht erwartest.“

Mit etwas betrübtem Gesicht zwar, aber doch widerspruchslos fügte sich Emmy in das Unvermeidliche und begab sich mit der Gesellschaftin wieder zum Wagen zurück, während die beiden Geschäftsteilhaber eine Droschke bestiegen.

Untenwegs wurde kein Wort zwischen ihnen gesprochen und erst, als sie vor dem Hause hielten, in welchem sich das Kontor befand, brach Brandau das Schweigen.

„Es ist also wirklich Ihre feste Absicht, Herr Gortung, noch jetzt, eine Stunde vor Mitternacht, und nach einer langen, mühseligen Reise die Arbeit zu beginnen?“

„Machen Sie sich wegen meiner Bequemlichkeit keine Sorge, Herr Kompagnon! Die Ehre meines Namens und der kaufmännische Ruf unserer Firma stehen mir höher als die Ruhe einer Nacht.“

Brandau versuchte noch immer den Erstaunten zu spielen.

„Ach, handelt es sich um so ernsthafte Dinge?“ sagte er. „Das konnte ich freilich nicht ahnen. Und wer ist es, wenn ich fragen darf, der Ihre Ehre und den Ruf unserer Firma gefährdet?“

Sie waren unterdessen eingetreten und Gortung hatte mit seinem eigenen Schlüssel die Tür des Privatbabinetts geöffnet. Er drehte jetzt den Gashebel auf und zündete die Flamme an, ehe er sich wieder zu dem andern wandte.

„Wer ist es?“ wiederholte er streng, indem er ihn mit seinen klaren Augen fest und durchdringend ansah. „Nun, ich will in diesem Augenblick noch keine bestimmte Versicherung aussprechen, aber da ich die Aufrichtigkeit liebe, Herr Kompagnon, so will ich Ihnen nicht verschweigen, daß man mir gesagt hat, Sie selbst seien es, der im Begriff stünde, das von mir während eines ganzen, arbeitsvollen Menschenlebens so mühsam aufgeführte Gebäude leichtfertig zu zerstören.“

(Schluß siehe zweite Beilage.)

Großes Lager

in nur prima
Qualitäten

Filt-Hüten

aller Art
Spezialität:
Modell 1903-04
empfeht 7119

W. Kilian, Miehlsberg 2.

Zum bevorstehenden

Andreasmarkt

empfehle mein reichhaltiges Lager in Confetti Luftschlangen, Fächer, Boas, Schirmchen etc. Anheit.

Wiederverkäufer erhalten bei rechtzeitiger Bestellung bedeutende Preisermäßigung.

Wilh. Hamman, Wiesbaden, Bärenstraße 2.

Der Herr Kompagnon.

Kriminalnovelle von Reinhold Drimann.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Brandau, der vom Anbeginn dieser Unterredung leichen-
blos gewesen war, schlug ein spöttisches Gelächter an.

„Und darum haben Sie Ihre Reise unterbrochen? Man
sieht, daß Sie alt werden, mein werter Herr Hartung. Sie
würden sich sonst schwerlich von irgend welchem Altwieber-
geizwäg in einen so heillosen Schreden versetzen lassen.“

„Nun, Geizwäg oder nicht! Sie haben wohl die Güte,
mit einem Einblick in die Bücher zu gestatten.“

„Mit Vergnügen! Wenn gleich jeder andere an meiner
Stelle wahrscheinlich sehr entrüstet sein würde über ein
solches Gebahren. Doch geben Sie mir wohl die Ehre,
Herr Kompagnon, während Ihrer Unterredung ein Glas
Wein mit mir zu trinken.“

Er öffnete ein Schränkchen seines Diplomatentisches und
entnahm demselben eine Weinflasche nebst zwei Gläsern.

„Es ist ein feuriger Marjale!“ plauderte er weiter, „und
man kann nichts Besseres trinken, um den Leib zu erfrischen
und die Lebensgeister anzuregen.“

„Ich danke Ihnen. Ich bedarf solcher künstlichen An-
regung nicht!“ erwiderte Hartung, der bereits das große
Glas vor sich hingelegt und aufgeschlagen hatte. „Wenn
Sie sich schon um meine Willen bemühen wollen, so geben
Sie mir gefälligst ein Glas Wasser, das genügt mir voll-
ständig!“

Es würde ihn gewiß befremdet und stutzig gemacht haben,
wenn er hätte sehen können, eine wie merkwürdige Ver-
änderung vor sich an und um sich herum zu vollziehen und
unbedeutenden Dinge in Brandaus Gesichtszügen vorging.

Brandaus Gesichtszüge verzerrten sich zu einer Grimasse,
die ein Menschenkenner für den Ausdruck leidenschaftlichsten
Seelenkampfes genommen haben würde, und in seinen Augen
flackerte es auf wie das Feuer tödlichsten Hasses. Ohne ein
Wort zu erwidern, wendete er sich zu dem Seitentischchen,
auf welchem in einer verschlossenen Kristallflasche etwas
Wasser stand, und langsam füllte er eines der beiden auf
der Tablette befindlichen Gläser.

Der Teil des Gemaches, in welchem er da stand, war
von dem Licht der einzigen Gaslampe nur notdürftig erhellt,
und selbst wenn Hartung daran gedacht hätte, das Beginnen
seines Kompagnons scharf zu beobachten, würde er kaum
instande gewesen sein, seinen Bewegungen genau zu folgen.
Ueberdies verfuhr Brandau mit der Geschicklichkeit und
Vorsicht, welche selbst einem Taschenspieler Ehre gemacht
haben würde. Während er mit der rechten Hand, die
merklich zitterte, das Glas füllte, fuhr er mit der Linken in
eine der inneren Taschen seines Rockes, um jenes winzige
Gläschen zum Vorschein zu bringen, das er vorher in seiner
Bühnung zu sich gesteckt hatte. Mit einer einzigen raschen
Fingerbewegung war der Gläschenstiel entfernt, und schon in
der nächsten Sekunde befand sich ein Teil der durchsichtigen,
wasserhellen Flüssigkeit in dem Trinkglas.

Wit blasse, aber ganz ruhigen und heiteren Gesicht
bot Brandau seinem Kompagnon den Trunk dar.

„Da Sie etwas Besseres doch verschmähen, lieber Freund,
sei es denn gewöhnliches Wasser! Aber ich fürchte, die Wirkung
wird eine andere sein als bei meinem Marjale.“

Dabei lächelte er sogar ein wenig, und es war ein
Lächeln, das jeden anders als den ganz ahnungslosen Hartung
davon abgehalten haben würde, die aus solcher Hand ge-
botene Erfrischung anzunehmen. Jener aber griff, ohne aus-
zublickeln, nach dem Glas und that einige hastige, tiefe Züge
aus demselben. Kaum aber hatte er es auf den Tisch zurück-
gestellt, als er wie von einem Messerstrich getroffen, von
seinem Schreibtisch in die Höhe schnellte.

Die gesunde Farbe seines leichtgeröteten Gesichts hatte
sich in ein fahles Blau verwandelt und in seinen Jünger
wühlte und zuckte es wie der Ausdruck höchsten körperlichen
Schmerzes.

„Nichtswür!“ stieß er hervor, aber er konnte das Wort
nicht einmal vollenden. Mit beiden Händen in einer krampfhaften
Verzerrung nach dem Herzen greifend, reichte er sich noch ein-
mal gewaltsam in die Höhe, um dann mit einem halb er-
stickten Aufschrei, der in ein kurzes, dumpfes Röcheln über-
ging, schwer und hilflos auf den Boden des Zimmers
niederzustürzen.

Alles dies hatte sich in einer erstaunlich kurzen Spanne
Zeit abgespielt und Brandau war unterdessen nicht vor
seinem Platz gewichen. Mit febrilisch glänzenden Augen
hatte er jede Bewegung, jedes Todeszucken seines unglück-
lichen Opfers verfolgt, und nicht Entsetzen und Grauen,
sondern unverhohlene Genugtuung war es, die sich auf
seinem kalten, regelmäßig knistern malte. Er wartete noch
eine kleine Weile, bis es lautlos still geworden war in dem
Gemach. Dann beugte er sich über den regungslosen Körper
seines Kompagnons herab und lauschte. Ja, er schrak nicht
einmal davor zurück, mit den Spitzen seiner schlanken, wohl-
gepflegten Finger nach dem Handgelenk des Bedauernswerten
zu tasten und sich zu überzeugen, daß der Pulsschlag wirklich
aufgehört habe. Er war mit dem Ergebnis seiner Unter-
suchung sichtlich zufrieden, und als er sich wieder empor-
richtete, atmete er auf wie von einer schweren Last befreit.

„Er hat es überstanden!“ murmelte er. „Nun sind Sie
aller Sorgen um Ihre Ehre und um den Ruf Ihrer Firma
enthoben, mein Herr Kompagnon, und wenn diese Art der
Rechnungslegung nicht ganz nach Ihrem Geschmack war, so
hätten Sie vorher bedenken sollen, daß man wohl thut,
einem Verzweifelten gegenüber eine gewisse Vorsicht zu
beobachten.“

Daß er selber nicht geneigt sei, die auch in seiner Lage
gewiß sehr dringend gebotene Vorsicht außer acht zu lassen,
bewies die Ruhe und Bedachtsamkeit, mit welcher er die
nächsten Vorrichtungen erledigte. Er nahm das noch zur
Hälfte gefüllte Wasserglas und öffnete ein kleines Fensterchen,
welches sich in einer Seitenwand des Kabinetts befand.
Das Fenster führte nicht auf die Straße hinaus, sondern
in einen schmalem Gang, in welchen Brandau schon
seit langem die geleerten Weinflaschen, die ihm im Weg
waren, zu werfen pflegte. Unter all den übrigen Glas-
scherben war auch dies verhängnisvolle Glas sicherlich
am besten aufgehoben, denn dort konnte es niemals zum Ver-
räter an ihm werden. Er warf es hinaus, ohne sich erst
die Mühe zu machen, seinen Inhalt auszugießen, und trotz
der geringen Höhe, aus welcher es herabfiel, mußte es zer-
brochen sein, denn Brandau hörte das Klirren der Scherben.

„Abgemacht!“ sagte er, sich mit seinem Taschentuch die
Hand abwischend, „als hätte er etwas unsauberes oder
blutiges berührt.“ Nun noch einen kleinen Kunststreich für
alle Fälle, dann sind wir fertig!“

Er füllte ein zweites Weinglas zur Hälfte und stellte es
auf den Schreibtisch des Ermordeten. Dann stülpte er seinen
Hut auf den Kopf und schickte sich zum Fortgehen an. Auf
der Schwelle drehte er sich noch einmal um, um mit einem
letzten, prüfenden Blick das Innere des Zimmers zu über-
fliegen. Keine Spur von Gemütsbewegung zeigte sich in
seinem Gebahren, und mit der Genugtuung eines Menschen,
welcher mit dem, was er getan, voll und ganz zufrieden ist, sagte
er zu sich selbst:

„Besser als ich! Es wehrt sich ein jeder seiner Haut, so
gut er eben kann!“

Etwa eine Stunde später erschien Brandau abermals
auf der Stätte seines Verbrechens. Aber er kam nicht allein,
sondern in Begleitung des Sanitätsrats Dr. Meerheim, des
alten Hausarztes der Familie Hartung, den er unheimlich
aus dem ersten süßen Schlummer wach geklingelt hatte.
Der alte Herr, der sich nur noch in den seltensten Fällen
dazu entschloß, zur Nachtzeit einen Kranken zu besuchen, war
über die Mitteilung von einer plötzlichen schweren Erkrankung
seines Freundes Hartung ganz außer sich geraten, und in
seiner schlaftrunkenen Verwirrung hatte er von Brandaus
Erzählung überdies kaum die Hälfte begriffen.

„Es wird ein Lungen Schlag gewesen sein,“ wiederholte er
immer wieder, „ohne Zweifel ein Lungen Schlag. Ich habe
es immer vorausgesehen und habe ihm manchmal angedeutet,
daß ich etwas ähnliches befürchte. Aber er wollte nichts
davon hören, der eigensinnige Mensch, und es fehlte nicht
viel, daß er mich geradezu ausgelacht hätte. Er sei kern-
gesund, meinte er, und wenn ihm nicht eines Tages ein
Fiegerschlag auf den Kopf fiele, würde er ohne Zweifel neunzig
Jahre alt werden. Nun hat es ihn doch ereilt, und ohne
den Fiegerschlag — ohne den Fiegerschlag!“

Nichts konnte Brandau erwünschter sein, als diese Auf-
fassung des alten, schon hier und da ein wenig schwachsin-
nigen Sanitätsrats. Er war sehr vorsichtig in seinen Äußerungen,
aber er warf doch hier und da Bemerkungen hin, welche
ganz darnach angetan sein mußten, denselben in seiner vor-
gefaßten Meinung zu bestärken. Und als Meerheim den
Toten oberflächlich untersucht hatte, lautete sein Gutachten
mit voller Bestimmtheit auf Lungen Schlag als Ursache des
plötzlichen Todes, und im Verein mit dem wahrhaft auf-
opfernd dienstfertigen Brandau traf er sofort die nötigen
Vorkehrungen für die Ueberführung der Leiche in die Hartung-
sche Privatwohnung.

In der ganzen Stadt sprach man mit der lebhaftesten
Teilnahme von dem Schicksal des allgemein geachteten und
beliebten Kaufmannes. Namentlich der jungen, schönen
Tochter, seinem einzigen Kinde, wendete sich das allgemeine
Mitgefühl in reichstem Maße zu. Einige sofort herbeigeeilte
Verwandte bemühten sich, der aus tiefster gebeugten und
fast verzweifenden Enmy über die ersten Tage ihres namen-
losen Kammers hinwegzuhelfen. Keiner aber zeigte sich
dabei dienstwilliger und eifriger als der Kompagnon des
Verstorbenen, der plötzlich eine Freundschaft für Hartung
und eine hingebende Verehrung für seine Tochter an den
Tag legte, welche bei dem stadtbekannten, gespannten Ver-
hältnis zwischen den beiden Geschäftsteilhabern eigentlich
niemand von ihm erwartet hätte. Seine guten Dienste und
seine Tröstungsversuche waren Enmy sichtlich unangenehm,
aber sie fühlte sich viel zu schwach und gebrochen, um einen
Widerspruch gegen dieselben zu erheben. So kam es — und
Brandau selbst trug geistlich dazu bei, das Gerücht zu
schüren —, daß sich bald hier und da das Gerücht verbreitete,
der Kompagnon des verstorbenen Hartung werde sich wahr-
scheinlich demnächst mit dessen Tochter verloben, und alle
Welt erblickte darin auch die allereinfachste und natürlichste
Lösung der schwierigen Situation.

An dem Tage aber, an welchem der so plötzlich aus dem
Leben Geschiedene zur Erde bestattet werden sollte, traten
Ereignisse ein, welche ungeheures Aufsehen erregten und
allen Dingen mit einem Schlag eine andre Wendung gaben.

Bei einem Verwandten des Verstorbenen, einem Regierungs-
rat, der vorläufig die Leitung aller Familienangelegenheiten
und die Vormundschaft über die noch minderjährige Enmy
übernommen hatte, meldete sich nämlich am Morgen dieses
Tages ein Herr, der den Wunsch äußerte, ihn in einer sehr
dringenden und sehr eiligen Angelegenheit zu sprechen. Er
stellte sich als Geschäftsfreund des Verbliebenen vor und
sprach gleich im Beginn der Unterredung mit verblassener
Bestimmtheit die Behauptung aus, daß Hartung nicht eines
natürlichen Todes gestorben sei, und daß seiner Ueberzeugung
nach kein anderer als Brandau der Mörder sei. Zur Er-
klärung dieser Behauptung, die dem Regierungsrat anfang-
lich so sonderbar erschien, daß er an dem gefunden Verstand
des andern zweifelte, führte er dann noch folgendes an.

Es sei ihm durch einen Zufall bekannt geworden, daß
Brandau an der Börse Spekulationsgeschäfte mache, die
dem sonstigen, streng realen und vornehmen Gebahren der
Firma Hartung und Brandau so wenig entsprachen, daß er
von vornherein nicht im Zweifel gewesen war, Brandau
handle hier auf seine eigene Hand. Aus Teilnahme für
Hartung, der von alledem sicherlich keine Ahnung gehabt,
habe er dann weiter nachgeforscht und in Erfahrung gebracht,
daß Brandau nicht nur in dem Spiel an der Börse, sondern
auch im Spiel am grünen Tisch Unsummen verloren habe
und daß mit der Unterzeichnung „Hartung und Brandau“
große Wechsel umliefen, die ebenfalls nur ohne Wissen
Hartungs ausgestellt sein konnten. Von diesen unliebsamen
Entdeckungen habe er dann unverzüglich seinem Freunde
Hartung Mitteilung gemacht, und ohne Zweifel sei dies die
Veranlassung gewesen, daß jener seine Reise sofort unter-
brochen. Nun käme ihm der plötzliche Tod seines Freundes
überaus verdächtig vor, und er wolle, und er sei entschlossen,
sofort bei der Staatsanwaltschaft eine nähere Untersuchung
der Umstände, unter denen jener Tod erfolgt sei, zu bean-
tragen.

Nun folgten sich die einzelnen Ereignisse in beinahe ver-
wirrender Schnelligkeit, die Verdringung Hartungs wurde
noch in der letzten Stunde, zur allgemeinen Ueberraschung,
durch Polizeiverfügung eingestellt, und eine gerichtliche
Sektion der Leiche angeordnet. Gleichzeitig begab sich einer
der gewandtesten Kriminalkommissare in Begleitung eines
anderen Beamten in das Privatkabinett der beiden Geschäfts-
teilhaber, welches Brandau in der Zwischenzeit abzüglich
nicht wieder betreten hatte, und in welchem darum noch
alles stand und lag, wie es nach dem Tode Hartungs ver-
lassen wurde. Der Beamte nahm eine Probe von dem
Wein mit sich, konnte aber sonst nichts Verdächtiges ent-
decken und wollte sich schon wieder entfernen, als sein Blick
auf das geöffnete Fensterchen des Nachtschades fiel. Er trat
hinzu und schaute hinab. Oben auf einem Haufen halb und
ganz zerbrochener Weinflaschen lag ein Wasserglas, dessen
obere Hälfte abgesprungen war, das aber doch noch eine
kleine Menge einer wasserhellen Flüssigkeit enthielt. Von
einer jener raschen Eingebungen befehl, wie sie für den
Ausgang kriminalistischer Untersuchungen schon so oft von
großer Bedeutung geworden sind, beugte sich der Kommissar
heraus und bemächtigte sich des anscheinend so bedeutungs-
losen Scherbens. In demselben Augenblick erschien Brandau,
den ein Zufall herbeigeführt hatte, auf der Schwelle. Mit
einem einzigen Blick hatte er den Vorgang erfasst. Er er-
blaßte und wankte, so daß er sich an dem Türpfosten fest-
halten mußte. Dann aber drehte er sich, ohne ein Wort
zu sprechen, um und verließ eilig das Zimmer und das
Haus.

Noch ehe das Ergebnis der Sektion bekannt geworden
war, und noch ehe die chemische Untersuchung festgestellt
hatte, daß in dem Glase wirklich das todtbringende Gift ent-
halten war, durchlief eine neue Sensationsnachricht die Stadt.

Brandau hatte sich in einem Speisezimmer des eleganten
Restaurants erhängt, und auf einem Zettel, den er
neben seinem Zeller zurückgelassen, hatte er ein unumwun-
denes Geständnis seines Verbrechens abgelegt. Damit hatte
die Untat ihre Sühne gefunden, noch ehe eine eigentliche
Anklage erhoben war, und die Firma Hartung und Brandau
war erloschen, um nie wieder aufzuleben.

Mondamin

das 60 Pfg. Paket

gibt 6 Flammen

für 6—8 Personen, das heißt 1 1/2 Pfg. Mondamin pro
Person. Die Kosten des Mondamin sind daher so gering,
daß es sich ein Jeder leisten kann. Der durch Mondamin
erlangte zarte und köstliche Geschmack ist unerreicht mit
anderen Verdickungsmitteln. Erprobte Rezepte für warme
Mondamin-Nachspeisen, Soufflés, Puddings und Aufläufe
bieten Brown & Polson, Berlin C 2, im „A“-Blätklein
gratis und franco an, man schreibe sofort darum.

Mondamin ist überall erhältlich in Paketen à 60, 80 u. 15 Pfg.

Trauringe

Kein Laden. — Grosses Lager.

sowie alle

Gold-, Silberwaaren und Uhren

kaufen Sie sehr billig im

Etagengeschäft von Fritz Lehmann, Goldarbeiter

Langgasse 3, 1. Stiege, an der Marktstrasse.

900

Färberei und chemische Reinigungsanstalt

Leonhard Grosch,

Wiesbaden, Fabrik Sedanplatz 5.

Filialen: Friedrichstraße 21 bei Ed. Seel Wtw., Edwalbacherstraße 47

bei F. E. Habotter, Bojamentrie, und Platterstraße 76,

empfehlen sich zum Reinigen und Färben von Herren- und Damen-Garderoben, Möbel- u. Dekorations-
stoffen, Gardinen, Läufern, Teppichen u. Fellen jeder Art u. Größe. Aufdampfen aller Sachen,
sowie Pressen von Sammt und Plüsch. Defatieranstalt. Trauerfächer in 24 Stunden.

Schnellste Bedienung. — Mäßige Preise.

3. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 279.

Samstag, den 29. November 1903.

18. Jahrgang.

Sumpfsgeister.

Erzählung von Gustav Böffel.

(Nachdruck verboten.)

Aus meinen jüngeren Jahren, welche ich im Innern von Australien verlebte, erinnere ich mich einer Begebenheit, die des Erzählens wohl wert ist.

Ich war auf einer Ueberlandreise begriffen, die mich durch zum Teil wasserlose Wüsten führte. Der Ausgangspunkt meiner Reise war Adelaide, die Hauptstadt von Südastralien, das Endziel Mount Gambier, der Ort, der etwa dreihundert englische Meilen in südöstlicher Richtung von jener entfernt liegt. Damals gab es noch keine Eisenbahn nach dort, nur einen Postweg, und der war kaum mehr als eine Wegspur. Wer jemals mit dem von sechs halbwilden Pferden gezogenen Postwagen gefahren, der wird die Erinnerung daran sein Leben lang nicht wieder los. Ich hatte mich beritten gemacht und hoffte, so schneller zum Ziele zu kommen.

Nach vier Tagen erreichte ich „Lillys Sumpf“, einen unter Wasser gesetzten Wald. Ob erst der Wald oder das Wasser dazwischen, und wer dem sogenannten „Sumpf“ den Namen des großen Feldherrn aus dem dreißigjährigen Kriege beigelegt, wer kann es wissen! Jedenfalls bietet es einen seltsamen Anblick, einen Urwald unter Wasser zu sehen. Dieses bedeckt den Boden von wenigen Zoll bis zu mehreren Fuß hoch, und da der Boden, soweit die Bäume ragen, fest ist, kann man mit Pferd oder Wagen ungefährdet hindurchkommen.

Der Postweg tritt hier an den Meeresstrand heran und beschreibt dann, jenem noch weiter folgend, einen großen Bogen. In einer hier am Sumpfeingang gelegenen Taverne, der weiterhin noch ein paar Lehmhütten und eine Ausspannung sich anschlossen, sagte man mir, daß ich meinen Weg bedeutend abkürzen könnte, wenn ich den Sumpf durchritte, was ganz ungefährlich sei. Ich würde auch hier und da eine Erhöhung finden, auf der ich ein Feuer anzünden und meinen Tee kochen könnte. Allerdings hätte ich nicht viel Zeit zu verlieren, wenn ich noch vor Anbruch der Nacht hindurch sein wollte. Es war jetzt eben zwei Uhr vorbei.

Nachdem ich noch dies und jenes über die Begründung gefragt und erfahren hatte, daß der Sumpfwald voll von seltsamen Tönen und Geräuschen sei, deren Entstehung oder Herkunft niemand zu erklären vermöge, sah ich auf. Alle folgten mir vors Haus, um mich abreiten zu sehen, und so ließ ich nach australischem Brauche noch für mich und jeden Anwesenden einen Steigbügelstrunk kommen. Nun gab es allerhand scherzhafte Bemerkungen.

„Sie, nehmen Sie sich in acht vor dem Sumpfsgepenst!“ meinte einer, und die anderen lachten.

„Dorum? Wenn es mir in Gestalt eines hübschen jungen Mädchens erscheint, mag es kommen!“ erwiderte ich ebenfalls lachend. Und dann ritt ich in schlankem Trab davon.

Mein Brauner war zuerst durchaus nicht zu bewegen, in das Wasser zu gehen. Er schaute, wieh seitwärts aus und erhob sich sogar ein paarmal auf die Hinterbeine. Wenn das mir keine schlechte Vorbedeutung war! Vielleicht hätte ich nun doch noch den Postweg gewählt, aber ein Rückblick belehrte mich, daß noch alle Personen vor der Taverne beisammen waren und nach mir hinsahen. Ich hätte mich nun um keinen Preis seitlich hinweggleiten mögen, und so ließ ich denn, das glückliche Zureden nicht halt, Sporen und Peitsche sprechen. Mit einem Satz waren wir im Wasser, das hoch auflöste. Noch einen Gruß sandte ich zurück, als Antwort auf das mir dargebrachte Hurra, dann war ich gezwungen, mein Augenmerk auf den Weg zu richten, und bald war die kleine Niederung hinter den hochstrebenden Eukalyptustämmen verschwunden.

Nachdem ich das Neuartige der Erscheinung überwunden und mich an das Blätschern und Rauschen zu meinen Füßen gewöhnt hatte, begann ich, auf die mir angekündigten seltsamen Töne und Geräusche zu lauschen, die angeblich niemand zu deuten wußte. Ich sann darüber nach. Manchmal kam es mir wie das Brüllen einer Rinderherde vor, dann wieder wie das Brummen eines Bären — die es, ausgenommen den kleinen sogenannten native bear, in Australien nicht gibt —, dann wie ein Röcheln und Stöhnen, wie das Pfeifen einer Dampfmaschine, das Wellen eines Sturmes u. a. m. Das schien mir nun so leicht zu erklären, obgleich ich noch nichts dergleichen vernommen hatte. In dem Waldboden entfielen unter der abwechselnden Einwirkung von Wasser und der dieses zum Teil aufsaugenden Sommerfenne Spalten und Risse, schmale und weite und manche recht tief gehende. Das Wasser will hinab, die eingeschlossene Luft heraus. Es entsteht zwischen beiden ein Kampf, in dem zuletzt das Wasser immer Sieger bleibt. Die Luft wird mit Gewalt aus-

getrieben. Sie sucht und findet ein oft recht enges Ventil und erzeugt im Entweichen die seltsamsten Töne und Geräusche, welche zur Nachtzeit, und wenn furchtsame Menschen die Hörer sind, wohl im Sinne des Gespenstischen und Uebernatürlichen gedeutet werden können.

Ich war eben mit dieser meiner Theorie fertig geworden und hatte noch ein mitleidiges Lächeln für jene „unwissenden Toren“ auf den Lippen, als plötzlich mein Pferd scheute und ich selbst nicht wenig erschrak. Ich vernahm aus nächster Nähe ein Geräusch, wie wenn einer dieser Riesenelefanten ins Schwanken komme. Ein Röcheln, Knarren und Krachen drang zu meinem Ohr. Rasch blickte ich nach allen Seiten, um dem Erschlagenerwerden zu entgehen. Und doch standen alle diese Stämme mit ihren bis zu fünfshundert Fuß aufsteigenden Wipfeln so unbeweglich fest, als wären sie aus Granit gehauen.

Ich war eben nur durch einen der erwähnten Sumpfsaure erschreckt und in Angst versetzt worden — trotz meiner Theorie von den aufsteigenden Luftströmen. So ging es mir denn während meines mehrstündigen Rittes noch öfter. Es war gerade so, als wenn Waldgeister am Werke wären, um mich zu äffen und für meine zu große Zuversicht zu strafen.

Natürlich behielt bei alledem meine Vernunft die Oberhand, und ich erschrak erst wirklich, als die bereits tief im Westen stehende Sonne sich plötzlich verfinsterte und hinter einer schnell aufsteigenden Wolkendecke verschwand.

Ich kannte diesen klarblauen, über das ganze Himmelsgewölbe sich ausspannenden Dunstbogen, in dem es gar seltsam flimmerte und glühte. Das war eines jener furchtbaren australischen Gewitter mit oft feingrohen Hagelschlägen und Stürmen, unter denen selbst die Eukalypten zusammenbrachen. Ich hatte solche schon mehrfach in der Kolonie Victoria in der Umgegend von Hochkirch und Hamilton erlebt und wünschte keine Neuanlass hier in dem großen Waldsee, den ein etwaiger Wellenschlag in einen wirklichen See verwandeln konnte.

Ich eilte ungestüm vorwärts, ohne mehr sonderlich des Weges zu achten. Ich konnte mich ja nicht mehr weit von dem Waldboden befinden, und zuerst wollte ich einmal trockenen Boden unter den Füßen haben. Während eines Gewitters im Sattel und zumal bei unruhigen halb wilden, leicht scheuenden Pferden, das bedeutete eine furchtbare Anstrengung und Gefahr. Ein unglücklicher Sturz konnte mir bei diesem Wasserstand verhängnisvoll werden.

Das Gewitter stieg mit gewohnter Schnelligkeit herauf. Sellen und häufiger flammten die Blitze auf, lauter grollte und rollte der Donner. Der bleisfarbene Wolkendecke spannte sich immer weiter aus. Dunkle Schatten warf er weit voraus in den Wald, in welchem bei sonstiger Regungslosigkeit die Stimmen und Geräusche sich zu vermehren schienen. Es war, als wollte auch aus dem Schoße der Erde eine darin gefesselt liegende Macht hervorbrechen und dem kriegerischen Brüllen und Grollen da oben in den Lüften Antwort geben.

Als des Waldes unter Wasser noch immer kein Ende werden wollte, wandte ich meine Aufmerksamkeit wieder den mir bedenklichen Wegzeichen zu. Sie bestanden in gewissen, mit der Art bewirkten Ausbuchtungen an den Rinden einzelner besonders hervorragender Bäume.

Bergebens suchte ich nach ihnen. Ich fand keine solchen mehr. Nach rechts und nach links ritt ich ab, und immer mit demselben Mißerfolge. Ich mußte mir sagen, daß ich die einzige Wegspur verlassen und in dem Sumpfwald mich verirrt hatte. Ich war wie vernichtet, machte aber noch einen letzten verzweifelten Versuch, meinem Schicksal zu entrinnen, indem ich meinem Pferde die Zügel überließ und es zugleich zu vermehrter Eile anspornte. Der Instinkt der Tiere trifft in solchen Fällen oft das Richtige und zeigt sich darin dem klug berechnenden Menschenverstande überlegen.

Wir kamen so auch noch rasch vorwärts, aber dem Gewitter entgingen wir nicht. Es brach mit furchtbarem Gewalt los, und dann rißte mit tosendem Rauschen eine weiße Schloßwand heran, gegen die ich mein Pferd vergebens anspornete. Es warf sich herum und ergriff in entgegen-gesetzter Richtung die Flucht. Ich hatte meine ganze Aufmerksamkeit jetzt meiner Umgebung zu widmen. Wie leicht konnte ich gegen einen Baum anrennen oder von einem her-niederfallenden Zweige vom Pferde gerissen werden! Die schlafende Wulga war ebenfalls zu meiden. Und doch fand ich mich und mein Pferd von allen möglichen Sträuchern ge- weicht und verwundet. Dazu kam noch die Angst, daß jeder Sprung ins Ungewisse uns in einen mit Wasser bestandenen Morast versenken konnte.

Dieser Jagd durch den jetzt gewaltig brausenden, sturm- gepeitschten Sumpfwald machten ein greller Blitz und ein Erde und Himmel erschütternder Donnererschlag ein jähes Ende. Ich flog halb aus dem Sattel. Mein Brauner stand

da mit gespreizten Beinen, am ganzen Körper zitternd. Im gleichen Augenblick ereilte uns die schnell schreitende Schloßwand und überschüttete uns mit Hagelskörnern von der Größe eines Taubencies.

Mein Pferd begann einen gefährlichen Tanz über den aufsteigenden Wassergrund. Ich hatte wieder Mühe, mich im Sattel zu halten, und erst, als es mir gelang, es nach einem dichten Blackwood hin zu dirigieren, nahm es den ihm gebotenen Schutz wahr und begann, sich unter meinem begütigenden Zuspruch mehr und mehr zu beruhigen.

(Schluß siehe 4. Beilage.)

Mädchen

für

Frauen

im Berufsleben

Hausens Kasseler Hafer-Kakao

das bewährteste Mittel, um der Blutarmut, Bleichsucht oder schlechtem Aussehen entgegen zu wirken. Kaffee und Thee sind fast wertlose Getränke, während Hausens Kasseler Hafer-Kakao noch nach Stunden im Magen anhält und kein nervöses Hungergefühl aufkommen lässt. (H. 63753 k.)

Nur echt in blauen Kartons à 1 Mk., niemals lose



Müseler,

prakt. Magnetopath und Naturheilkundiger, Wiesbaden, Rheinstr. 63, 1.

Sprechzeit: 9—12 und 2—5 Uhr.

Sonntags nur Morgens von 9—11 Uhr.

Natürliche, arzneilose u. operationellose Heilweise. Auffallende Heilerfolge bei den verschied. Krankheiten.

Heilfactoren:

Heilmagnetismus (aus Mesmerismus oder Lebensmagnetismus genannt).

Hypnotismus (hypnot. Suggestion).

Chvre-Brandt-Massage (das ist innere Massage für die weibl. Unterleiborgane).

Vibrationsmassage (D. H. V. No. 116511 das ist Er-schütterungs-Massage m. elektr. Betrieb), sowie das

gesammte übrige Naturheilverfahren.

Es wurden durch mich geheilt:

Asthma, Augen-Entzündung, Bronchial-Katarrh, Bleichsucht, Bettlägen, Beinwunden, Diphtheritis, Darmkrankheiten, Eierstock-Entzündung, engl. Krankheit, Entzündung d. Nasenschleimhaut, Fieberkrankheiten, Flechten, Frauenkrankheiten, Gesichtsschmerzen, Gelenkentzündung, Gicht, Gicht u. Gichtwunde, Gelenk-Rheumatismus, Gallenstein, Gebärmutter-Entzündung, Geschlechtskrankheiten, Hals-Entzündung, Ischias, Krämpfe, Kopfschmerzen, Kopfgrind, Lungen-Katarrh, Lungen-Entzündung, Muskel-Rheumatismus, Magen- u. Darm-Katarrh, Magen-leiden versch. Art, Menstruationsstör., Migräne, Nasen-Verstopf., Onanie, Scharlach, Stottern, Weistanz.

Tatzenreiben können eingesetzt werden.

Behandlung im Hause d. Kranken, nur nach den Sprechstunden.

Rhein.-Westf. Handels- u. Schreiblehr-Anstalt

Rheinstraße 103 I.



Gütes und renom. Institut am Platz.

Gründl. Unterricht in: einf., doppel., amerik. Buchführung, Rechnen, Korrespondenz, Wechsel- und Handelskurren, Kontoprozess, Schönschreiben, Stenographie, Maschinenschreiben. Erfolg garantiert. Zeugnis und Empfehlung. Stellenvermittlung kostenlos.

Die Damenkurse werden von Frau E. Schreiber geleitet. 7445 Die Direktion.

Weihnachts-Verkauf.

Von heute an verkaufe sämtliche Artikel meines reichhaltigen Lagers als:

22 Marktstrasse.

Kleider- und Blousen-Stoffe, Weiss- und Bettwaaren, Coulton, Fertige Wäsche, Schürzen, Tisch- und Bettdecken, Unterzeuge, sowie alle sonstigen Artikel mit

22 Marktstrasse.

Wilhelm Reitz,

Telephon 896.

ganz bedeutender Preisermässigung.

Reste in Kleiderstoffen und Baumwollwaaren weit unter Preis.

Wilhelm Reitz,

Telephon 896.

4. Beilage zum „Wiesbadener General-Anzeiger“.

Nr. 279.

Donnerstag den 29. November 1903

Sumpfsgeister.

Erzählung von Gustav Köffel.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Das Gewitter hatte seine ganze Kraft in den ersten Ansturm gelegt. Raum war dieser vorüber, so drängte ich auf neue vorwärts. Ich sah schon, daß Sturm und Regen heute nicht mehr aufhören würden, und daß das Dämmern bald in Nacht übergehen werde. Ich mußte mich mit dieser abermaligen auf einen Wettkampf einlassen, aber zu meinem Entsetzen bemerkte ich es, auch sie war flinker als ich. Sie überholte mich, während ich noch immer vorwärts strebte in dem vergeblichen Bemühen, dem oft bewünschten Wald unter Wasser mich zu entwinden.

Wollich tauchte ein Licht zwischen den Bäumen auf. Fast hätte ich einen lauten Schrei ausgestoßen, so sehr überraschte und erfreute mich dieser ganz unerwartete Anblick. Es war kein Feuerchein eines hier kampierenden Leidensgenossen, sondern ein helles, festes Licht, wie es nur aus dem Fenster einer Hütte hervorleuchten konnte. Wie kam ein solcher hierher? War ich endlich am Waldsaum angelangt?

Ich hielt natürlich nicht inne, um mich Betrachtungen hierüber hinzugeben, denn Regen und Sturm setzten mich mit Wasse und Kälte gleich sehr zu. Nur immer weiter, dem Lichte nach! Wenn es nur kein Irrlicht war, was in den Sumpf lockte! Indem ich das noch jagend dachte, enthielte mir ein großer Witz das ganze Landschaftsbild.

Großer Gott! Es war keine Täuschung. Da lag die Hütte auf einer wasserfreien Anhöhe, die möglichenfalls hinüberführte auf trockenes Gebiet.

Ich ließ in der Freude meines Herzens ein durchdringendes „Hu-u-u!“ erschallen, das auf Sturmesflügeln den Wald durchdrang. Wollich verlor das Licht. Ohne Zweifel hatte man Tür oder Fenster geöffnet, um meinen An- und Hilferuf nach Landeshütte mit einem gleichen Rufe zu erwidern, und da war der Sturm hereingefahren und hatte das rettende Licht ausgelöscht.

Ich laufte und laufte vergebens. Keine Antwort kam. Das Licht blieb verloschen. Alles war wieder in Nacht versunken, als wäre es nie gewesen. Noch lauter und durchdringender ließ ich meinen Anruf erschallen. Auch jetzt blieb der Wald unerwidert. Sollte wirklich nur meine Phantasie mir das vorgegaukelt haben, was ich gern sehen wollte? War da ein Weib allein, das die Annäherung eines wildfremden Mannes fürchten mochte? Gleichviel, hin mußte ich, um die Wahrheit zu ergründen.

Der nächstfolgende Witz ließ erkennen, daß Hügel und Hütte kein Trugbild gewesen. Wald hatte ich beides erreicht.

Zum Auserwählten entschlossen und nicht wissend, mit wem der Zufall mich hier zusammenführen würde, hatte ich meiner Satteltasche den noch trockenen Revolver entnommen. So ritt ich vor die Hüttentür, an welche ich mit dem Knopf meiner Reittasche gar unangstig pochte.

Sumpfsgeister hatten die Schläge durch das stille Haus. Es wurde aber weder geöffnet, noch antwortete jemand von drinnen. Ich wiederholte das ungestüme Pochen und bat um Einlass und Unterstand für einen ankündigen Reisenden gegen hohe Bezahlung. Als ich jetzt auch keine Antwort erhielt, pochte ich die Tür. Ich sprach laut und bestig auf den unbekannten Hüttenbewohner ein und sagte, daß er sich gar keine Mühe weiter geben solle, mich über seine Anwesenheit zu täuschen, da ich schon von weitem sein Licht gesehen hätte. Alles blieb still. Ich drohte, nunmehr mit Gewalt einzubringen und dem feigen Jnsassen ein Wörtchen über Menschenrechte und -pflichten zu sagen, schwang mich aus dem Sattel und machte einen starken Griff nach der Türklinke. Sie gab meinem Druck nach, die Tür sprang auf. Das Innere war dunkel, und alles blieb so still, wie es von Anfang an gewesen.

„Ist da jemand?“, rief ich hinein, „so antwortet um Gottes Willen, und nichts soll Euch scheuen! Ich bin kein Tramp oder Buhdranger (Waldläufer oder Strauchdieb) und suche nur ein Obdach für diese Nacht!“ Ich erhielt keine Antwort und laufte vergebens auf irgend einen Laut.

Dann wurde mir doch etwas unheimlich zu Rute. Gleichwohl konnte und wollte ich nicht wieder in die Nacht hinausretten. Mein ganz ermattetes Pferd hätte mich auch nicht viel weiter zu tragen vermocht. Ich nahm es am Bügel und zog es nach einem jenseitlich angebauten Schuppen, wo es wenigstens vor Wind und Wetter geschützt war. Dann kehrte ich unverzüglich nach der Hüttentür zurück. Sie stand noch offen und wurde jetzt vom Winde leise hin und her bewegt.

Ich glaubte an keine Sumpfsgeister und gewann die Überzeugung, daß der Hüttenbewohner kein Feld war. Vielleicht war er, einen Buhdranger in mir vermutend, geflüchtet. Und dann dachte ich wieder, es könnte doch wohl ein weibliches Wesen sein, das um sein Leben bangte.

Revolver und Bowiemesser lagen leise im Gurt. Ich zündete ein Strohholz und, vorsichtig eingetreten, ein Wachszündholz an, mit dem ich in die beiden einzigen Räume der Hütte rasch hineinleuchtete.

Ich fand sie verödet und menschenleer. In dem ersten Raum war ein Kamin, aber auf demselben hatte lange kein Feuer gebrannt; in dem zweiten lag in einem rohbehauenen, in der Erde feststehenden Bettgestell eine noch ziemlich frisch aussehende Strohhütte.

Nichts. Durchziehende Fuhrleute und Kolonisten konnten vor kurzer Zeit hier genächtigt und das Stroh dagelassen haben. Und das Licht? Ja, dafür fand ich keine Erklärung, es wäre denn, daß hier ein Mensch gehaust, der von der Polizei verfolgt wurde, und der alle Ursache hatte, jeder Annäherung von Menschen aus dem Wege zu gehen. Das war dann seine Sache. Ich zündete meine Handlaterne an, machte mit umherliegendem alten und sehr trockenen Holz ein Feuer im Kamin an, nahm die Laterne und etwas Stroh und ging nach dem Schuppen zurück, um abzusatteln und mein Pferd abzureiten. Jene durchziehenden Fuhrleute oder irgend jemand hatten auch etwas Futter zurückgelassen, und so war nun für uns beide gesorgt für die Nacht.

In die Hütte zurückgekehrt, schob ich von innen den noch vorhandenen, aber stark eingetrockneten Kiegel vor, verkehrte einen feinen mitgeführten frugalen Jnsch, nahm einen Schluck Rognon, breitete meine Oberkleider am Feuer zum Trocknen aus, hüllte mich in mein Plakat (große wollene Decke) und streckte mich auf dem Stroh aus. Noch suchten Blitze, noch grölte der Donner, und der Regen ging in fliegenden Schauern hernieder.

Nach all den Anstrengungen und Aufregungen hier warm und trocken zu liegen, war auch ein Genuß. Ich bedauerte nur denjenigen, den meine Hirtensucht aus der Hütte vertrieben hatte. Wer er wohl sein mochte, und wo hatte er sich jetzt hingewandt? Denn daß jemand dagewesen, ließ ich mir nicht nehmen. Das Licht hatte mich ja erst zu der Hütte herangeführt. Ich dachte an meinen Steigbügeltrunk in der Taberne, an das „Sumpfsgeister“, mit dem man mich zu schrecken versucht, und was ich darauf erwidert hatte. Meine Gedanken verloren an Klarheit. Ich war im Begriff, einzuschlafen.

Da ließ mich ein sekundenlanger, greller Witz die Augen noch einmal öffnen, und da sah ich etwas, was mich in Schrecken und seliger Freude fast erstarren ließ. Ich hatte das Sumpfsgeister in Gestalt eines schönen jungen Weibes herbeigewünscht, und da stand es an meinem Bettende unter dem offenen Durchgang des Nebenraumes und halb vom Feuerchein, halb vom Witz erhellt, lebendig und geistvoll, ein Wesen, so schön, wie ich es selten gesehen habe, mit großen, wie in Furcht geweiteten schwarzen Augen, aufgetriebenem Mund, das wie ein schwarzer Mantel auf die entblößten Schultern und Arme herniederfiel. Da stand sie und spähte nach mir herüber.

Ich fuhr in die Höhe. Sie verschwand aus dem Tür Rahmen, lautlos, wie sie erschienen war.

„Madame!“, rief ich. „Nicht! Bleiben Sie, um des Himmels willen! Bleiben Sie! Ich überlasse Ihnen den Nebenraum, einen Witz am Feuer.“ In meiner Erregung sprang ich aus dem Bett, die Decke als Mantel benutzend.

Sie war mit dem Witz aufgetaucht und verschwunden. Tiefste Finsternis umhüllte mich. Ich tastete mich nach dem Nebenraum, noch immer redete ich auf die schöne Unbekannte ein. Welch herbe Enttäuschung! Da war niemand, die Tür war zu, der Kiegel von innen vorgehoben, mein Feuer herabgebrannt und fast erloschen. Wie lange hatte ich im halbverwachten Zustande verharret, wie lange geschlafen? Ich wußte es nicht. Ich hatte vergessen, meine Taschenuhr auf-

zuziehen, sie war stehen geblieben. „Nur!“ schalt ich mich selbst und konnte doch den Eindruck nicht los werden, daß ich alles das wirklich gesehen und erlebt hatte. Und dann lachte ich wieder. „Sumpfsgeister!“ Ich streckte mich noch einmal zum Schlafe hin und schlief dann bis in den hellen Morgen hinein. Mein Brauner nebenan wieherte und schnarrte ungeduldig den Boden.

Ich sprang aus dem Bett, legte hastig meine wiedergetrockneten Oberkleider an und trat erfrischt und heiter in den sonnenhellen Wald hinaus. Kein Wölkchen war am Himmel zu sehen. Ein frischer Erdgeruch strömte mir entgegen. Die Erscheinung dieser Nacht hielt dem Tageslicht nicht Stand. Es war ja doch nur ein Traum gewesen.

Es war, wie ich vermutete. Die Anhöhe lag am Rande des Waldes. Von nun an ging es wieder über trockenen Boden. Surra! Ich führte mein Pferd hinaus, ließ es grasen, schöpfte aus einem nahen Billabong (Wasserloch) Wasser und kochte mir am entzündeten Herdfeuer einen kräftigen Morgentee. Nach etwa einer Stunde legte ich meinen Ritt fort, wobei ich mich durch den Stand der Sonne über die Richtung orientierte. Ich dachte, nun viel ruhiger über die Ergebnisse dieser Nacht. Es war aber doch nicht zu leugnen, das Licht war dagewesen, von irgend jemand entzündet und wieder ausgelöscht. Von wem? Darüber konnte ich nicht zur Ruhe kommen.

Es war am Abend dieses Tages. In dem dämmerigen Zwielicht kam mir auf dem nach Kingston am Meer führenden Waldweg eine Reiterin entgegen. Ich hielt an. „Verzeihung, Madam!“ fragte ich, „wie weit habe ich es noch bis Kingston?“ Sie stieg und sah mich mit ihren großen schwarzen Augen durchdringend an. Dann huschte es wie ein Lächeln um ihren vollen, schönen Mund. Auch ich starrte sie jetzt an wie eine Vision. „Mein Gott, sind Sie denn nicht?“ rief ich und überließ es ihr und meinem sprachlosen Staunen, den Satz zu vollenden. Sie lächelte und nickte.

„Jawohl“, sagte sie, „ich bin's. Mir erging es wie Ihnen. Ich kannte die Hütte seit langem, denn sie gehört zu unserer Station (Gut). Vom Gewitter auf einem längeren Spazierritt überrascht und dorthin verschlagen, hatte ich es mir eben bequem gemacht, als Sie mit Ihrem „Gut“ mich jäh verschreckten. Ich vermutete einen Wilden oder Tramp, löschte rasch das Licht aus und flüchtete. Ich mußte dann aber notgedrungen noch einmal nach der Hütte zurückkehren, denn in der Hast und Aufregung hatte ich in der Finsternis meine irgendwo zum Trocknen aufgehängte — Blouse nicht finden können.“

„Mein Gott, und so weilten Sie —“ rief ich bestürzt, den Satz abermals nicht zu vollenden wagend.

Sie lächelte verlegen. „Mein Mantel beschützte mich. Dennoch, jenes unentbehrliche Kleidungsstück mußte ich wieder haben, was hätte sonst mein Mann und selbst meine Dienerschaft von mir denken sollen!“

„Ah, Gnädigste sind — verheiratet?“ stammelte ich und hatte ein Gefühl, als wenn mein ganzes poetisches Nacht- abenteuer jetzt in trockene Prosa geriet.

Sie nannte ihren Namen und ich den meinigen. „Aber Madam, die Tür war und blieb von innen verschlossen!“ wandte ich ein, um von meinem Sumpfsgeister doch noch etwas zu retten, was an ihm Ideale war.

„Ja, aber“, lachte sie, „neben dem Kiegel befand sich ein ziemlich breiter Spalt, durch den eine Damenhand wohl hindurchgreifen, ihn leise öffnen und wieder schließen konnte.“

Herren- und Knaben-

Anzüge, Paletot, Joppen, Jagdwesten von 2 Mk. an.	
Tuchhosen	3
Engl. Lederhosen	2 50
Wollhosen	2
Blane 1. Anzüge	3
West. Hemden, Normalhemden	1
Arbeitskleidung für alle Berufsstände, Mägen, Unterhosen, Pantfäden, sowie alle Bekleidungs- sache empfiehlt in bekannter Güte zu billigen Preisen.	955
Mehger- gasse 18.	Heinrich Martin, Mehger- gasse 18.

Haben Sie Reparaturen an Ihren Goldwaaren und optischen Artikeln, so gehen Sie zu J. Werner, Marktstrasse 6. Dort wird Ihre Uhr nicht allein unter Garantie Ihrem Wunsche entsprechend in Ordnung gebracht, Sie finden dort auch reiche Auswahl in allen möglichen Gelegenheits-Geschenken. J. Werner, Marktstrasse 6. Bitte genau auf die Firma zu achten! 7791

Bayern-Club, Wiesbaden.

Donnerstag, den 29. Nov. er., findet im Turnsaal Hellmündstr. 25, Abends 8 Uhr beginnend, bei Bier, die Nachfeier des Stiftungsfestes mit Ball, Vorträgen und Wiederholung des Hauspiels „Die wilde Frau!“ statt.

Die Ballmusik wird ausgeführt von einer Abteil. Musiker des Hst. 80. Inf. Reg., die Tanzleitung übernimmt Herr Langl. Caplan. Zu zahlreichem Besuch laden die Mitglieder und Freunde des Vereins herzlich ein. 1033

Der Vorstand.

Eintritt: 50 Pf. für 1 Herrn und Dame Mitglieder frei.

Turn-Verein.

Donnerstag, den 29. Nov., Nachmittags 3 Uhr Außerordentliche Hauptversammlung in unserem Vereinslokal, Hellmündstrasse 25. Tagesordnung: „Bauangelegenheiten“. Der wichtigen Tagesordnung halber ersucht um zahlreiches Erscheinen. 929 Der Vorstand.

Gärtner-Verein Hedera.

Donnerstag, 29. November. Abends präzis 7 1/2 Uhr, findet in dem neu eröffneten Kaiserfaal (früher Römischer) Tagelager, Straße 15 unter glücklicher Mitwirkung des Gesang-Vereins Neue Concordia (Dirig. S. Lindner) unser

21. Stiftungsfest,

bestehend aus Konzert, Theater, Ball und großer Pflanzenverlosung. Statt. Hierzu laden wir unsere Herren Prinzipale, sowie Freunde und Gönner des Vereins herzlich ein. Der Vorstand. 883

Einladungen berechtigen zum freien Eintritt. Ballleitung: Herr Tanzlehrer. A. Dell er.

Flügel und Pianinos

von Urban & Reissbauer, Dresden, von höchster Vollkommenheit in Konstruktion und Haltbarkeit, unübertroffener Tonfülle, in geschmackvollsten Ausstattungen aller Stil- und Holzarten. Ausführung in moderner Richtung nach Entwürfen hervorragender Künstler, empfiehlt zu staunend billigen Preisen u. coulantesten Zahlungsbedingungen. 1001

Ernst Urban,

Wiesbaden, Schwalbacherstraße 3. Instrumente nach Zeichnung werden schnellstens ausgeführt. Theilzahlungen. Mische. Klappen. Eigene Reparaturwerkstätte Schwalbacherstr. 3.

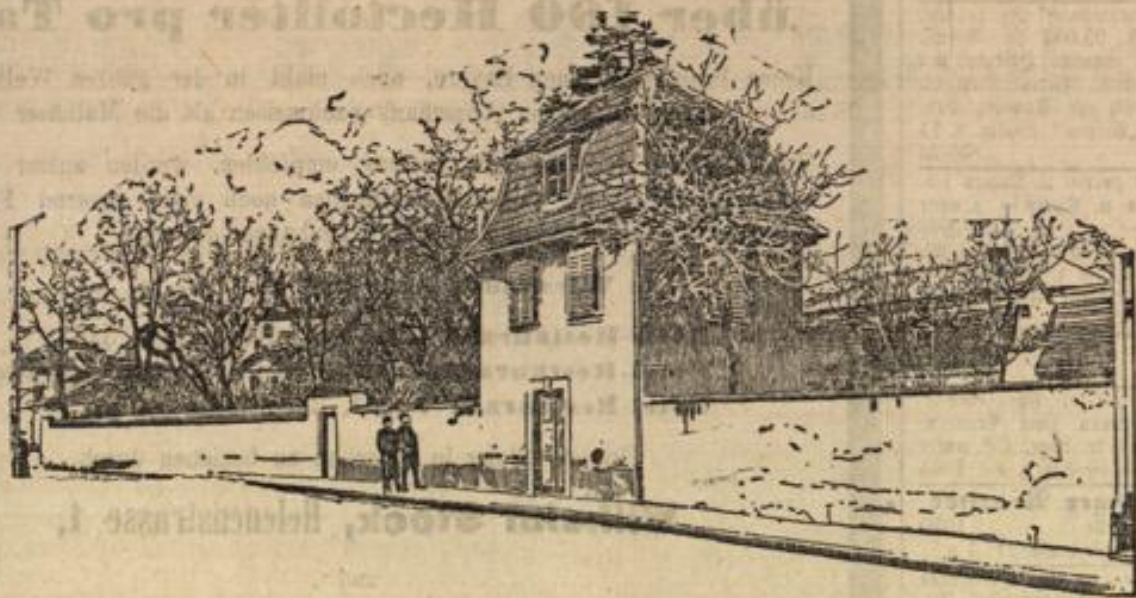
Prachtwerke, Gedichtsammlungen, Romane, ernste Literatur, Gesangsbücher, Jugendschriften, Klassiker, Bilderbücher,

antiquarische Bücher zu bedeutend ermäßigten Preisen. in reicher und gediegener Auswahl vorrätig bei Buchhandlung Heinrich Kraft, Antiquariat, Wiesbaden, 36 Kirchgasse 36, dem Nonnenhof gegenüber. Zusicherung promptester Bedienung. 975

Haushaltungs-

Artikel zu staunend billigen Preisen im neuen billigen Bazar, Bahnhofstr. 14. Patente etc. erwirkt Ernst Franko, Civ.-Ing., Bahnhofstr. 16. 909

Die Goethe-Mauer in Weimar



soß niedergedrückt werden. Wenigstens ist beim Weimarer Ministerium ein derartiger Antrag gestellt worden, da die Mauer, welche den Goethegarten umgibt, die dortige Passage beeengt.

Aus aller Welt.

Gelegentlich des Erwachens des schlafenden Mädchens in Bremen sei an den ähnlichen Fall der Schläferin von L'Hevelles Marguerite Boppenal erinnert, die noch länger, nämlich fast 30 Jahre geschlafen hat, und von der unbemittelten Bauernfamilie, der sie angehört, als Wunder gegen Geld „ausgestellt“ worden ist. Das Mädchen war während der Zeit ihres Schlafes am Körper furchtbar abgemagert, ihr Haar aber war blond und stark geblieben. Nach ihrem Erwachen blieb es längere Zeit zweifelhaft, ob sie wirklich ihre Sinne zurückerlangt hatte. Der Arzt machte dann aber verschiedene Versuche, die zeigten, daß sie von der Zwischenzeit zwischen Einschlafen bis zum Erwachen zwar nichts wußte, sich aber an alles Frühere gut erinnerte. So z. B. fragte er sie: „Heute ist Dienstag, was ist morgen?“ „Mittwoch“, erwiderte sie nach einigen Nachdenken. Der Arzt entgegnete: „Nein, morgen ist Mittwoch, und dann kommt Donnerstag.“ Ist der Markt nicht Donnerstag? Die Kranke überlegte wieder: „Ach ja, so war es früher.“ Die Ursache des Schlafens war bei dieser Kranken nicht ausfindig zu machen. Bei ihrem Erwachen hofften die Ärzte nicht, sie mit Sicherheit lange noch am Leben zu erhalten, da sich Zeichen der Schwindsucht eingestellt hatten. Die erhöhte Nahrungsaufnahme vermochte diese auch nicht zu heilen und nach kurzer Zeit starb die Patientin im Alter von 48 Jahren. Der Fall in Bremen scheint günstiger zu liegen. Nichts zu thun haben übrigens die beiden Fälle mit der „Schlafkrankheit“, wie sie z. B. in Hollandisch-Indien haust und zahlreiche Opfer fordert. Diese ihrer Ertrickung konnte aber noch nicht mit Sicherheit die Art Krankheit scheint parasitärer Natur zu sein. Eine Expedition zu der Bakterien wahrnehmen. Man vermutete aber eine Art äußerst winziger Bazillen als Ursache annehmen zu können. Dagegen erwies sich als sicher unrichtig die Annahme, daß ein Sturm (Malaria) als Ursache dieser sonderbaren Krankheit sei.

Die Trinkgelber im Hofbräu. Der bayerische Landtag hat alljährlich das Vergnügen, sich mit dem Etat des geliebten Münchener Hofbräuhauses zu beschäftigen. Alle Freunde des Hofbräuhauses, die es ja außerhalb Münchens zuweilen geben soll, wird es interessieren, daß das Hofbräuhaus dem bayerischen Staatshaushalt jährlich eine Einnahme von 497,128 M. verschafft — und auch die kleine Debatte, die bei dem Posten Hofbräuhaus, verdient, zumal, da sie insbesondere der gar nicht beständig bayerischen Trinkgelberfrage galt, verzeichnet zu werden. Der Abgeordnete Schmitt sprach über die schlechten Lohnverhältnisse der Kellerinnen. Wenn feste Lohnverhältnisse eingeführt würden, dann würde das Trinkgeldumwesen zurückgehen, und was an Löhnen zu Lasten des Hofbräuhauspächters ginge, käme durch den erhöhten Konsum herein, der sicher eintrete, wenn das Hofbräuhaus mit der Abschaffung des Trinkgeldumwesens vorangehe. Abg. Lerno sagte: Im Hofbräuhaus werde, wie die Stammgäste sagen, schlecht eingekauft, bis die Abgeordneten zusammenkamen; da sehe man, daß der viel geschmähte Landtag doch auch zu was gut ist. (Heiterkeit.) Eine Abhilfe wollte man durch die Schaumstränge schaffen; aber diese Krüge habe man wieder beseitigt. Die Trinkgelber blieben eine Unsitte, auch wenn sie sich noch so sehr eingebürgert hätten. In Konfektionsläden, wo „manche Gnädige“ sich von einer Badnerin tausendlei Dinge vorlegen lasse und herzlich schlechte Gehälter gezahlt würden, fiele es niemandem ein, einer Verkäuferin ein Trinkgeld zu geben. Warum also im Wirtschaftswesen? Das Hofbräuhaus möge auch in den angeführten Punkten eine Musteranstalt werden. Minister Freiherr v. Riedel erwiderte: Den Trinkgeldumweg abschaffen, bin ich zu schwach (Heiterkeit); wir können ihn nicht verbieten. Bezüglich des schlechten Einkommens sind wir den Abgeordneten zuvorgekommen. Entschuldigend muß man geführt werden, daß der starke Andrang des Publikums häufig das schlechte Einkommen verurteilt. Abg. Dr. v. Daller (Centr.) verteidigt das Trinkgeld. Bei der Abschaffung würde es mit der Bedienung schlechter aussehen. Das Hofbräuhaus

in Weimar ist nun gegen diesen Antrag in öffentlicher Versammlung entschiedener Protest erhoben worden, und man darf hoffen, daß diese historische Mauer erhalten bleibt.

allein könne das Trinkgeld nicht abschaffen. Wer daher Gäste und Bedienung gleichmäßig befriedigen könne, der verdiene einen Vorbeerklang. Abschaffen könne man die Trinkgelber nicht; da ging es wie einem Parrer mit jenem Weich, den er zur Rede stellte, weil er das Tanzen gestattete und darauf die Antwort erhielt: „Wir haben das Tanzen nicht eingeführt und können es auch nicht abschaffen.“ (Heiterkeit.) Abg. Schmitt (Sog.) meinte dagegen, ein Anfang könne mit der Abschaffung des Trinkgeldumwesens gemacht werden. Wenn Herr Dr. Daller glaubt, der Münchener hätte etwas dagegen, wenn er einmal keine Trinkgelber zu zahlen hat, dann kennt er die Münchener schlecht. Die soziale Frage wird wohl auch noch lange ungelöst bleiben.

Ueber das Einbahnungslid in Paleisier hat Herr Jules Ducommun, einer der Verletzten, einem Berichterstatter des Berner „Bund“ folgende Angaben gemacht: „Ich war in Freiburg in den Zug gestiegen und lag im letzten Abteil des Wagens, links, den Rücken gegen die Lokomotive gekehrt. Mir gegenüber saßen zwei Damen, im Alter von etwa 50 und 28 Jahren; es waren die verunglückten Damen Sterch und Vertsch, wie ich später erfuhr. Auf der anderen Seite des Abteils saßen zwei Engländerinnen, die sich französisch in fröhlichem Geplausch unterhielten. Plötzlich fühlte ich einen furchterlichen Stoß, das Licht erlosch und ich wurde auf den Rücken zu Boden gedrückt, das Gesicht nach unten. So eingeklemmt, blieb ich in völliger Dunkelheit eine Stunde, stets bei Bewußtsein. Mein Arm war gegen den Körper einer der Damen gedrückt; ich rief sie an, keine Antwort. Da fühlte ich, wie dieser Körper nach und nach erkalte: Ich lag neben einer Leiche, auf der anderen Seite durch ein Stück Holz geschützt. Ein Wagen war über uns hereingefahren. Alles war im Augenblick geschehen; ich hatte keinen einzigen Schrei gehört, so sehr sind wir alle überfordert worden. Die Leute eilten herbei, um uns zu befreien. Ich hörte, was sie sprachen. Vergeblich suchten sie den Leber über mir zu heben, und da sagten sie, daß man dafür eine Maschine holen müsse. Da gewahrten sie eines meiner Beine, konnten mich aber doch nicht herausziehen. Da kam ein junger Mann auf den guten Gedanken, mit einem Messer das Rissen aufzuschneiden. Mein Arm wurde frei, ich bewahrte stets meine Kaltblütigkeit und konnte den Leuten selbst Weisungen geben. So wurde ich endlich befreit. Ich konnte nicht stehen, keine Bewegungen machen, jede Berührung schmerzte mich. Die beiden toten Kinder Gracchoff waren, vom Dampf verdrängt, aber mir herausgezogen worden. Man brachte mich in einen Wagen erster Klasse und dann auf meinen Wunsch ins Hotel.“

Eine Dame als Straßenräuber. In Portland (Oregon) regt eine seltsame Affäre großes Aufsehen. Zwei junge Frauen, die in den Gesellschaftskreisen der Stadt sehr bekannt waren, sind mit ihren Männern unter der Anklage des Straßenraubes verhaftet worden. Sie heißen Mrs. D. W. Haynie und Mrs. Walter T. Johnson. Beide sind sorgfältig erzogene Kinder reicher Eltern und bis vor kurzem galten ihre Männer als über jeden Verdacht erhaben. Johnson war der erste, der verhaftet wurde; er ist einer Anzahl von gewaltthätigen Räuberereien in den Straßen Portlands überführt worden und hilft jetzt seine Verbrechen in einem Gefängnis. Nach seinem Geständnis hat seine Frau, ein hübsches Ding von 17 Jahren, eingestanden, daß sie ihrem Mann immer geholfen hat, während der Raubentzug ausgeführt wurde, und daß sie auch half, die Opfer zu plündern. Auf ihre Aussage hin wurden auch Mrs. und Mrs. Haynie verhaftet. Wenn sie eine Räuberin vorhat, so pflegte sie ihren Dog-cart zum Einbruch der Nacht zu bestiegen. Es war aufgefassen, daß sie eine Wanne dafür hatten, nach Einbruch der Dunkelheit spazieren zu fahren. In einer stillen Straße und vor einem geeignet erscheinenden Opfer hielt Mrs. Haynie das Pferd an, ihr Mann stieg ab und folgte dem Opfer eine geraume Strecke vom Wagen. Ein Schlag mit dem Todtschläger reichte gewöhnlich aus, und wenige Augenblicke später war Haynie wieder im Wagen bei seiner Frau. Nur die Thatfache, daß das Paar tollkühn genug war, ein auffallend ge-

zeichnetes Pferd zu fahren, gab der Polizei einen Anhalt in der Sache. Während der ganzen Zeit, in der die Räuberereien im Gange waren, wurden Mrs. und Mrs. Haynie in den besten Gesellschaftskreisen empfangen.

Der Damenliebhaber. Der bekannte Geiger Jan Rubell ist, wie ein Londoner Blatt schreibt, das Idol der Damen aller Länder. Wie der schüchterne Rurat, der beliebte Schauspieler und der Gardeoffizier, ist Rubell seit langem das Opfer zarter Verfolgungen seitens des schönen Geschlechts. Merkwürdigerweise hat seine Heirath keine abschreckende Wirkung auf seine Bewunderinnen ausgeübt; sie scheinen sie vielmehr zu größerer Kühnheit angepörrt zu haben. Rubell lachte wie ein Schuljunge, als er über dieses delikate Thema befragt wurde. „Die Damen sind immer sehr gütig gegen mich gewesen. Es ist nicht alles, was die Zeitungen erzählt haben, ganz wahr; aber vieles ist auch geschöner, was nicht in den Zeitungen erzählt worden ist. Sie schenken Blumen, Ringe, Nadeln, Diamanten und viele Geschenke, und man muß immer wieder für die Damen spielen. Ich bin bekanntlich vom Lande, hatte sehr fleißig gelernt und sehr wenig von den Damen gesehen. Deshalb war ich sehr verlegen, als ich zuerst begann; aber mit der Zeit gewöhnt man sich an alles, und es ist immer dasselbe. In allen Ländern sind sie gleich.“ In welchem Lande sind sie am schlimmsten? „Am schlimmsten!“ sagte er tadelnd, „das will ich nicht sagen.“ Nun denn, am dringendsten in ihren Aufmerksamkeiten? „Ich denke, die Amerikanerinnen sind am muthigsten. So, in Brooklyn war ich am verlegensten. Ich hatte in dem Konzert viele Male gespielt, aber sie wollten mich nicht gehen lassen, brängten sich um mich und hielten mich fest, und als ich mit endlich frei machte, war mein Rock zerrissen — ein großer Theil davon war fort. Ich weiß nicht, warum sie ihn nahmen. Vielleicht war es Zufall, vielleicht wollten sie ein Andenken haben. Aber er war zerrissen, und“, fügte er bedauernd hinzu, „und es war noch dazu ein neuer Rock... Die Aufmerksamkeiten haben durch meine Heirath nicht abgenommen, im Gegentheil, die Damen sind seitdem noch muthiger als früher.“

Ein Telegraphist, der seine eigene Ermordung melbet. Seine eigene Ermordung meldete der Nachttelegraphist William Glendenning in Brown Tower, einer Ortschaft an der Newporter Centralbahn, in einem Telegramm an die Ableserstelle in Jersey Shore. In dem Telegramm theilte er mit, er sei durch einen Schuß, der von außen durch das Fenster auf ihn abgefeuert wurde, schwer verwundet worden. Das Telegramm schloß mit den Worten: „Ich sterbe.“ Eine halbe Stunde später traf bereits ein Sonderzug, der sofort nach Einlaufen der Depesche abgefaßt war, in Brown Tower ein. Glendenning war jedoch schon todt. Man fand ihn auf dem Fußboden liegen. Es wurde festgestellt, daß ihm nach der Schußverletzung von dem Mörder noch der Schädel zertrümmert worden war. Man nimmt Raubmord an, da die Nachttelegraphisten in dieser Stellung abwechselnd große Geldsummen weiter zu befördern haben, die einige Zeit in ihrem Geschäftszimmer liegen bleiben. Es wurden mehrere Vertheilungen bewaffneter Entfand, um die Wälder in der Umgegend von Brown Tower nach dem Mörder abzufuchen.

Vollständiger Räumungsverkauf

in Metallwaaren

wie:

Kunst-, Luxus- u. Gebrauchsgegenstände
zu **ausserordentlich reducirten**
Preisen.

! Nie wiederkehrende Gelegenheit zum Einkauf!
solider, ersiklassiger und moderner Waare.!

Auf meine Spezialitäten: Ln- und ausländ.

Schmuck- u. Lederwaaren

gewähre bis Weihnachten

(trotz meiner anerkannt billigen Preise)
einen Nachlass von 10%.

NB. Der Verkauf findet nur gegen Cassa statt!
Vorm. 9-11, Nachm. 3-5 Uhr Extra Rabatt 5%.

Ferdinand Mackeldey.

Hotel Nassauer Hof — Eingang Wilhelmstr. 48.

1170

**Linde's
Kaffee-
Essenz**



feinster Kaffee-Zusatz

in Paoketchen zu

10 und 20 Pfennig

in allen besseren Kolonialwarenhandlungen
zu haben.

Wilh. Sulzer, Inh. Friedrich Schuck,

Telephon 616.

Papierhandlung,

Marktstrasse 10,

am Schloßplatz, Wiesbaden, im Hotel „Grüner Wald“.

Specialität: Schreibwaaren für Geschäfts- und Privat-Bedarf.

Luxuspapiere — Lederwaaren — Schreibmaschinen.

Niederlage von J. C. König & Ebhardt, Sonneck und Zeiss.

977





Beilage zum Wiesbadener General-Anzeiger

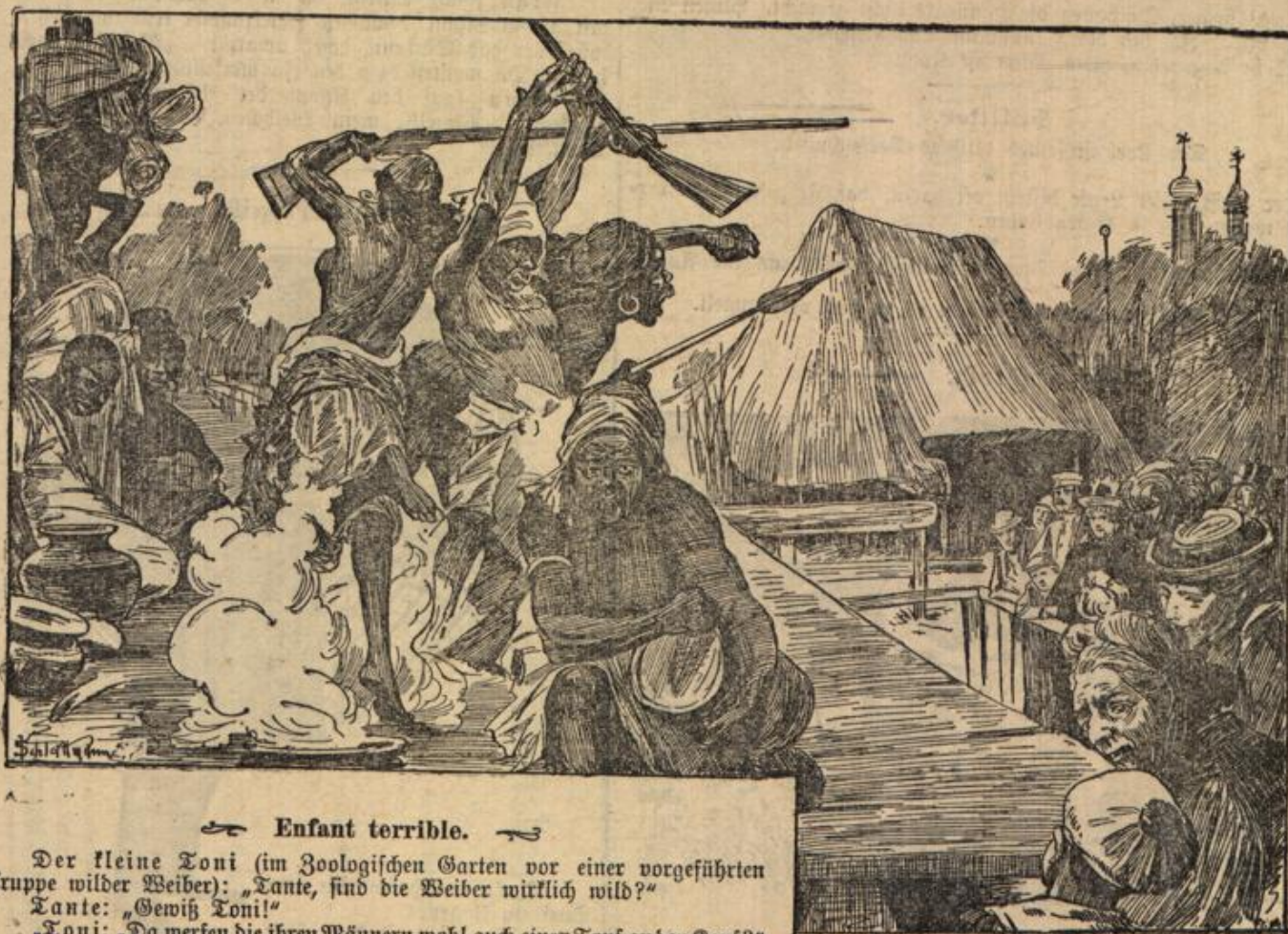
(Alle Rechte für sämtliche Bilder und Texte vorbehalten. Abdruck verboten.)

Kindlich.

Der kleine Hans: „Nicht wahr, Papa, in Aegypten reiten die Menschen auf Nilpferden?“

Der Maßstab.

Bachfisch (im Theater): „So ein fades Stück — nicht ein einziger Leutnant kommt drin vor!“



Enfant terrible.

Der kleine Toni (im Zoologischen Garten vor einer vorgeführten Truppe wilder Weiber): „Tante, sind die Weiber wirklich wild?“

Tante: „Gewiß Toni!“

Toni: „Da werfen die ihren Männern wohl auch einen Topf auf den Kopf?“



„Wie ich in den Zeitungen gelesen habe, ziehen sich Gnädige von der Bühne zurück!“
 „Ich hab's auch gelesen, weiß es aber noch nicht.“

Falsch verstanden.

„Einjähriger, Sie haben die Honneurs nicht gemacht. Wissen Sie, wer ich bin? Ich bin der Hauptmann von Besewitz!“
 „Sehr angenehm, mein Name ist Kohn.“

Splitter.

Der Poet ist seines Glückes Verseschmied.

Der Geist vieler Leute besteht oft darin, daß sie geschickt zu verbergen wissen, daß sie keinen haben.

Beim Liebhaber wie beim Spieler dreht sich alles um die Augen.

Manches Genie verkümmert, indem es zu viel verkümmert.

Stolz.



„Guck mal, Ebe, Kneiptur ohne Stiebel; wenn wir 'mal eene Kneiptur machen, haben wir jedesmal een Stiebel.“



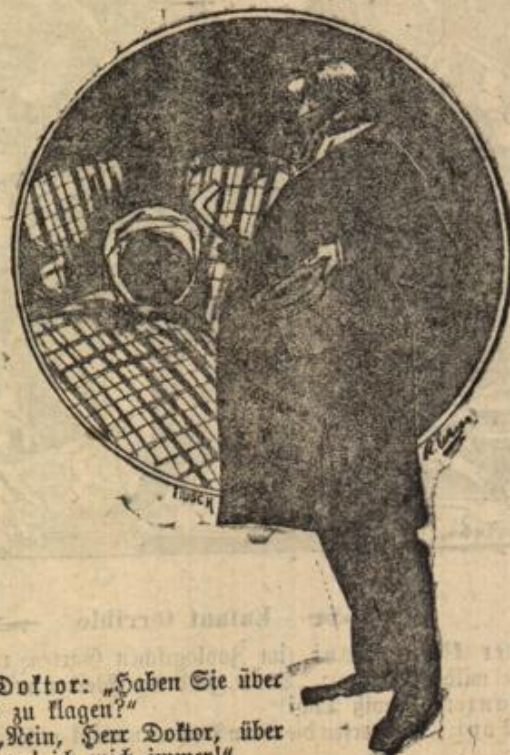
Lehrer: „Nun, kannst Du nicht antworten, Friß?“
 Friß: „Der Herr Lehrer hat doch neulich selbst gesagt: Reden ist Silber, Schweigen ist Gold.“

Doppelter Druckfehler.

Frau (ganz entsetzt, da sie in das auf der Reise mit ihrem Mann bewohnte Hotelzimmer tritt und sieht, wie jener das Stubenmädchen umarmt): „Was soll das heißen, Du wolltest doch den Zimmerkellner rufen?“

Mann (auf den Knopf der elektrischen Klingel drückend): „Verzeih, mein Weibchen, es war nur ein Druckfehler!“

Trinkerlogik.



Doktor: „Haben Sie über Durst zu klagen?“

„Nein, Herr Doktor, über den freu' ich mich immer!“

Unnötig.



„Sie sollten sich doch auch gegen Unfall versichern lassen, wenn Sie sich beispielsweise den Arm brächen . . .“
 „Ich hab kein Glück!“

Eine handgreifliche Geschichte.

Eduard war ein Handlungs-kommis, und Emma, die Tochter seines Prinzipals, fertigte sehr geschickt weibliche Handarbeiten. Manchmal durfte er mit ihr vierhändig spielen, oder ihr sonst irgendwie an die Hand gehen. Es lag also auf der Hand, daß er sich in sie verliebte. Seine Liebe nahm immer mehr überhand. Er versuchte allerhand, sich der Geliebten zu erklären, steckte ihr unter der Hand ein Briefchen in ihren Handschuh und bat sie, Hand in Hand mit ihm durchs Leben zu gehen. Sie gelobte ihm mit Hand-schlag und Kuß ewige Treue. Er wollte sofort bei ihrem Papa um ihre Hand anhalten. Emma jedoch riet ihm, vor der Hand noch zu warten, da kein Vermögen vorhanden sei. Er bat sie jedoch, ihm freie Hand zu lassen und begab sich zu seinem Prinzipal. Dieser hörte erstaunt zu, schlug dann erstaunt die Hände über den Kopf zusammen und fragte, ob ihm sein Verstand abhandeln gekommen sei.

„Meinen Sie,“ sprach er zuletzt, „ich gebe meine Tochter einem Manne, der mit leeren Händen zu mir kommt? Nicht in die Hand!“ Eduard schwor, daß er Emma auf Händen tragen wolle. Auch versicherte er, daß er sein Geschäft zu handhaben wisse und seine Hände durchaus nicht müßig in den Schoß legen wolle, sondern vor keiner Arbeit zurückschrecke, selbst wenn er sein Brot als Handlanger verdienen müßte. Doch Emmas Vater hörte nicht darauf, sondern nahm einen Stock zur Hand, welcher rechterhand in der Ecke stand, und im Handumdrehen befand sich Eduard im Freien.

Verzweifelt rang er die Hände und beschloß zu sterben. Er richtete noch ein Handschreiben an die Geliebte, in welchem er ihr seine Handlungsweise auseinandersetzte. Als es dunkel wurde, ging er unter ihr Fenster, warf noch einige Kußhände hinauf, nahm dann den geladenen Revolver aus seinem Handkoffer und legte Hand an sich.

Germann Schmitt-Effels.

Der richtige Verlag.

Alexander war ein junger Dichter,
 Den die Muse küßte jeden Tag;
 Die Verleger aber, dies Gelichter,
 Rahmen keines seiner Werke in Verlag.

Müß' und traurig schlich er durch die Gassen,
 Von Verlage zu Verlag herum,
 Einmal um die Werke da zu lassen,
 Dann sie abzuholen wiederum.

Dieses ärgerte ihn aber schändlich,
 Und darum beschloß er eines Tags,
 Um zu etwas doch zu kommen endlich,
 Selbst sich zu befeßigen des Verlags.

Und er tat's und wurde mit den Jahren
 Dick und wohl und rund und fett dabei;
 Zwar die holde Dichtkunst ließ er fahren,
 Doch es füllte sich sein Portemonnaie.

Glücklich tat er, denn er hat gegründet
 Sene ganz besondere Art Verlag,
 Wie man keine bess're je wohl findet,
 Nämlich einen — Bierverlag.

Pet.

Ihr Fall.

Älterer Herr: „Auf 'ner Sekundärbahn fahren
 ist mir schrecklich.“

Junge Dame: „Warum denn?“

Älterer Herr: „Weil da immer angehalten wird.“

Junge Dame: „Ei, das wäre ja mein Fall!“

Macht der Gewohnheit.



Förster: „Herr Baron, die Hündin, die Herr Baron sonst immer auf die Jagd mitnehmen, taugt nichts; jedesmal wenn sie mit mir ist und sieht, daß man auch was triff, ist sie dermaßen erstaunt, daß sie regelmäßig zu apportieren vergift.“

Sein Geschmack.

Dame (Hundeliebhaberin): „Mögen Sie Möpse, Herr Spund?“

Student: „Wenn sie gerollt sind, ja.“

Annonce.

Köchin, bei der ihre Soldaten in jedem Dienste treu aus-
hielten, sucht Stellung unter „Gute Empfehlung“ postlagernd.

Individuelle Ansicht.



„Du, unsern Herrn haben sie doch geädelt, was sagst Du dazu?“

„Hoffentlich gewöhnt er sich nun feinere Manieren an.“

„Wieso?“

„Na, zum Beispiel, nicht so alle Zigarrenkisten wegschließen.“

Höhere Kochkunst.

Fräulein (im Pensionat erzogen, will ihrer Schwester das Garnieren eines Beefsteaks beibringen): „Siehst Du, diese Selleriescheibe nimmst Du, schneidest vier Streifen und legst einen gegen Süden, einen gegen Norden, einen gegen Osten und einen gegen Westen.“

Richtige Bezeichnung.

Junggeselle: „Mein Freund, ich gratuliere zum fünfzig-jährigen Gekrieg!“

Jubilant: „Ich danke, mein — lieber Schlachtenbummler!“

Unter Geschäftsreisenden.

A.: „Haben Sie heute gut verkauft?“

B.: „Es geht, mit Pech habe ich besonderes Glück gehabt.“

Ein Plange.

Schusterlehrling (den der Meister tüchtig verprügelt): „Meister, der war heute Planzwichse!“

In der Rage.

Reisender (einem Kaufmann seine Artikel anbietend): „Kaufen Sie doch von uns, unsere Artikel sind über die ganze Welt und noch weiter verbreitet!“

Die Hauptsache.



„Warum fahren Sie denn nicht im Motowagen, Herr Baron?“

„Gott! Es geht mir zu schnell, da sieht einen ja kein Mensch.“

Ironisch.

Sonntagsjäger (der das Gewehr vergessen, nach einigen Minuten zurückkehrend): „Weißt Du, Alara, fast hätte ich das Wichtigste vergessen.“

Frau: „Wohl das Portemonnaie.“

Zutreffend.



„Ach, Vetter, ich weiß nicht warum, aber dieses Gebäude hat so etwas Anziehendes für mich!“

Vetter: „Na, das ist ganz natürlich, darin befindet sich ja ein großes Damen-Konfektionsgeschäft!“



Nr. 279

(2. Beilage.)

Sonntag, den 29. November.

1903

Kiebes-Rebellen.

Roman von Roy-Cellet.

Fortsetzung.

„Aber du tatest es“, sagte Miß Bipan streng, „bleiben wir bei den Thatsachen. Solche Behauptungen wie die deine können durch spätere Einsicht nicht aus der Welt geschafft werden; sie bleiben bestehen und drücken dem, der sie geäußert, einen Stempel auf.“

Während sie das Wort „Stempel“ aussprach, stampfte sie energisch mit dem Fuß auf, daß man das Geräusch unter dem Tisch hervor hörte, und Errima zusammensuhr. Dann wardte sie sich, Ton und Haltung völlig ändernd, zu Carolath:

„Wird es Ihnen passen, morgen mit dem Schach zu beginnen?“ fragte sie.

„Gewiß, wenn es Miß Ravenshaw recht ist“, entgegnete er.

„Sie brauchen sich darüber keine Sorge zu machen, es wird ihr recht sein“, sagte Miß Bipan.

Carolath kochte vor Aerger. Er empfand keine Sympathie für Errima, aber die Art, wie man sie behandelte, als sei sie ein Sklave oder eine Maschine ohne jede Spur von eigenem Willen, erregte seine Empörung. Und daß er sich betheiligen sollte an der Unterjochung dieses Mädchens, drohte ihm alle Selbstachtung zu rauben. Als sein Stolz sich nun wieder so regte, empfand er auch zum erstenmale etwas wie Mitleid für Errima. Aber was konnte er sagen oder thun, um ihr zu helfen? Hatte er sich doch mit sehenden Augen dem Bündniß gegen sie überliefert! Vielleicht konnte er ihr, wenn sie einmal wieder allein waren, etwas sagen, um ihr zu beweisen, daß er nicht einverstanden war mit der despotischen Behandlung, die man ihr angedeihen ließ. Aber in diesem Augenblick vermochte er nichts zu sagen, womit er ihr hätte beistehen können.

Dr. Bipan, der ihn mit prüfenden Blicken beobachtete, hatte offenbar gemerkt, was in Carolaths Gemüth vorging, denn er beeilte sich, ihm zuzulüftern:

„Wir sehen uns gezwungen, sie so zu behandeln, sonst gehorchte sie überhaupt nicht; sie ist von Natur außerordentlich widerspenstig.“

Nach Tisch folgte der Doktor den andern nicht in das Wohnzimmer.

„Er giebt selbst ein glänzendes Beispiel“, sagte Miß Bipan zu Carolath. „Bei ihm ist das Leben gleichbedeutend mit Arbeit. Ganz im Gegensatz zu den leichtfertigen Schmetterlingen, die nur so durch das Dasein summen.“

Carolath dachte bei sich, daß summende Schmetterlinge eine neue Erscheinung auf dem Gebiet der Naturgeschichte wären, aber Miß Bipan sprach mit so aufrichtiger Begeisterung, daß er nicht einmal lächeln konnte. Offenbar bewunderte sie den Bruder sehr.

„Für gewöhnlich kommt er nicht einmal zum Mittag“, fuhr sie fort, „wir stellen ihm sein Abendbrot hin, das er nimmt, wann er Zeit dazu hat, meist sehr spät.“

„Arbeitet er immer allein in seinem Laboratorium?“ fragte Carolath.

„Meistens wohl, wie ich glaube. Aber ich kümmere mich nicht viel darum. Auf wissenschaftliche Kenntnisse mache ich kei-

Nachdruck verboten.

nen Anspruch; mein Feld ist die soziale Hebung der menschlichen Gesellschaft.“

„Mit Anwendung der neunschwänzigen Nage“, meinte Carolath, indem er eine ernste Miene bewahrte.

„Mit Anwendung eines jeden Mittels, das zu dem gewünschten Resultat führen kann“, entgegnete Miß Bipan streng. „Unser Streben geht dahin, den Menschen Gutes zu thun, auch gegen ihren Willen. Wenn sie sich eigensinnig weigern, sich bessern zu lassen, müssen sie eben gezwungen werden. — Errima, du kannst uns etwas vorspielen.“

Errima erhob sich und ging langsam, und wie es Carolath scheinen wollte, widerwillig, zum Klavier. Er eilte herzu, um ihr den Deckel aufzuheben.

„Was soll ich spielen?“ wandte sie sich an Miß Bipan.

„Hast du denn nicht gehört, daß ich „etwas“ gesagt habe? Das heißt irgend was, mit anderen Worten, du kannst selbst wählen. Mir bleibt es gleich. Sie brauchen nicht dort stehen zu bleiben, um etwa die Notenblätter umzutwenden, Mr. Edwardes; Errima spielt alles auswendig.“

Carolath nahm das als einen Wink, daß er sich wieder zu Miß Bipan setzen sollte. Sie hatte inzwischen ein Buch zur Hand genommen.

„Kennen Sie dieses Werk, Mr. Edwardes?“

Carolath warf einen Blick auf den Titel: „Soziale Probleme und ihre naheliegende Lösung“, von Maria Manley, Verfasserin von „das Unterrock-Sklaventhum“; ein Vorschlag für rationelle Kleidung.“

„Nein, es ist mir bis jetzt ganz unbekannt“, meinte Carolath.

„Es ist ein Meisterwerk“, entgegnete Miß Bipan, „klar, eingehend, überzeugend. Die künftige Regierung wird damit zu rechnen haben.“

„Wer ist dieses Fräulein Manley?“ fragte Carolath.

„Sie ist kein Fräulein, sie ist eine Frau. Von ihrem Gatten lebt sie getrennt. Sie paktet nicht zu einander; ihr fehlte jede Eignung für die bloße sorgende Hausmutter. Mr. Manley ist ein ganz beschränkter Mensch; wie ich glaube, in der Stempel- und Steuerabtheilung angestellt. Obgleich er selbst den ganzen Tag außer dem Hause verbrachte, mißgönnte er seiner Frau die wenigen Stunden, die sie den Abendgesellschaften widmen mußte. Natürlich blieb ihr nichts übrig, als den Stier bei den Hörnern zu fassen.“

„Mit dem Stier meinen Sie Mr. Manley?“

„Nicht eigentlich. Er hat herzlich wenig von einem Stier an sich, und sicherlich kann ihm niemand Hörner nachsagen. Er ist ein armes, niedergedrücktes Wesen. Nein, ich wollte sagen, daß Maria jetzt vor der Lösung einer großen Aufgabe stand.“

„Sie meinen, wie sie sich von ihm befreien sollte?“

„Ganz recht. Es war ihr erstes soziales Problem. Seither hat sie viele gelöst. Nun, dieses löste sie, indem sie ihre Sieben-jachen packte und ihn verließ.“

„Und was wurde aus den Kindern?“

"Kindern? Als ob eine Frau wie Maria Manley Kinder hätte!"

"Oh!" sagte Carolath nur, dem ein bißchen unbehaglich zu Muth wurde.

"Kinder sind solch eine Plage!" fuhr Miß Bivan fort; "ich spreche aus Erfahrung, denn ich hatte eines."

Carolath wußte nicht mehr, wo er hinschauen sollte. Er wurde sogar ein wenig roth. Miß Bivan, der dieses Erröthen nicht entgangen war, ließ sich zu einer näheren Aufklärung herbei.

"Ich meine natürlich das Kind da, dem ich eine Mutter sein mußte. Seine eigene Mutter starb, als sie ihm das Leben gab. Sie bezeugte damit einen gewissen Mangel an Ueberlegung, wenn Sie die Sache recht betrachten. Welches Recht hatte sie, mir eine solche Last aufzubürden?"

"Ich verstehe nicht recht, wieso es ihre Schuld war?" fragte Carolath ein wenig nervös. Offenbar schreckte Miß Bivan vor der Erörterung seines Gegenstandes zurück.

"Sie müssen nur etwas weiter zurückgehen", entgegnete sie. "Sie hätte wissen sollen, daß sie den Anforderungen der Mutter-schaft nicht gewachsen war, und hätte es vermeiden müssen, erst in eine falsche Position zu gerathen. So wurde sie verantwortlich für ihren eigenen Tod sowohl als auch für die Bürde, die sie mir hinterlassen."

"Was wurde denn aus dem Vater?" fragte Carolath. "Ich will nicht sagen, daß auch er zu tadeln war", entgegnete Miß Bivan mit der Miene eines Richters, "obgleich es ein harter Schlag für mich war, als er ein Jahr nach dem Tode seiner Frau starb."

"Und dann haben Sie, aus purer Nächstenliebe, das Kind adoptirt?" fragte Carolath mit flüsternder Stimme.

Zum erstenmal schien Miß Bivan aus der Fassung gebracht.

"Wir nahmen die Last auf uns", entgegnete sie ausweichend, "und ich habe mich bemüht, an dem Mädchen meine Pflicht zu thun. Ich bin meiner Aufgabe stets treu geblieben, was es mich auch gekostet haben mag."

Carolath fragte sich im Stillen, ob zu Errimas Erziehung auch eine häusliche Abart der neuschwänzigen Kaze gehört haben mochte; jedenfalls schien das Mädchen ihr Leben gründlich satt zu haben.

"Mein Bruder und ich", fuhr Miß Bivan fort, haben sie im Einklang mit den Prinzipien der modernen Philosophie erzogen. Von frühester Kindheit an hat sie gelernt, daß Gott ein bloßer Begriff ist, eine bequeme Hebeschraube — daß Recht und Unrecht nichts weiter sind als Licht und Schatten, eines die Ergänzung des anderen, daß das Leben alles bedeutet, und die sogenannte Unsterblichkeit der Seele eine kindische Täuschung ist, die nur in unseren Träumen existirt. Und was haben wir mit all dem erreicht? Werden Sie es glauben, Mr. Edwardes, wenn ich Ihnen sage, daß sie von Tag zu Tag einfach beschränkter geworden ist? Ich gestehe, daß ich manchmal die Geduld mit ihr verliere. Gerade solche Mädchen bestärken die Männer in ihrer niedrigen Meinung über die Frauen. Ich hatte mir das hohe Ziel gestellt, ihr große, freie Anschauungen beizubringen, aber ebenso gut kann ich von einem gewöhnlichen Puhn verlangen, daß es der Sonne entgegensteht."

Während dieser ganzen Zeit hatte Errima still und bewegungslos vor dem Klavier gesessen. Carolath hatte, ihre Gefühle achtend, mit unterdrückter Stimme gesprochen, während Miß Bivan diese Rücksicht durchaus nicht für nöthig hielt. Errima mußte also den größeren Theil des Gesprächs gehört haben, aber sie ließ weder ein Zeichen von Kränkung noch von Theilnahme irgend welcher Art merken. Geduldig und still saß sie da, offenbar auf eine Aesung ihrer Tante wartend.

Inzwischen hatte sich Miß Bivans Beredsamkeit erschöpft, und jetzt rief sie Errima ziemlich unfreundlich zu:

"Nun, wann wirst du denn endlich anfangen?"

"Ich wollte dein Gespräch nicht stören", entgegnete das Mädchen leise.

"Dummes Zeug, das ist nur eine Ausrede." Dam begann Errima ihren Vortrag. Sie spielte sehr korrekt, mit augenscheinlicher Fertigkeit. Aber man merkte dem Spiel das Mechanische an; einem uninteressanteren Vortrag konnte man sich kaum denken.

"Man sagt mir immer, daß sie gut spielt", begann Miß Bivan wieder mit einer Miene hochmüthiger Ueberlegenheit. "Ich selbst habe kein Urtheil darüber. Die Musik ist ja nur ein Appell an die Sinne; es liegt nichts Geistiges darin. Für mich ist sie einfach eine besondere Art von Geräusch, und ein sehr kostspieliges Geräusch sogar."

Sie schien im Geiste eine schnelle Berechnung zu machen und fügte dann laut hinzu: "Wenn ich in Zahlen sprechen soll, so

kostet der Värm, den das Mädchen da betriebs, schon wenigstens hundert Pfund an Unterrichtsgeld. Nicht etwa, daß mein Bruder sich darüber beklagt; wenn sie in seiner Unmündigkeit auch nie spielen darf, so freut es ihn doch, daß sie für eine gute Pianistin gilt. Aber Sie mögen die Musik vielleicht gern, Mr. Edwardes?"

"Ja, ganz besonders gern", entgegnete Carolath. "O", meinte Miß Bivan sehr kühl, "das ist freilich etwas anderes. Und wie finden Sie Errimas Spiel?"

"Sie spielt auffallend korrekt." "Das ist doch selbstverständlich. Aber jetzt wollen wir sie aufhören lassen, wenn es Ihnen recht ist. — Genug, Errima!"

"Vielen Dank!" wandte Carolath sich an Errima.

Diese erhob sich ebenso mechanisch, wie sie sich hingesezt hatte, und kehrte zu ihrem Platz zurück, den sie vor dem Spiel innegehabt hatte.

Zum allgemeinen Erstaunen kam der Doktor jetzt wieder herein und ließ sich eine Tasse Thee geben.

"Es ist doch ein merkwürdig Ding", begann er zu Carolath, gleichsam sein Wiedererscheinen begründend, "daß, wie man es auch immer anfangen mag, die Natur sich nicht zur Eile zwingen läßt. Sie will für alles ihre Zeit haben. Und ich lasse ihr jetzt ihren Willen. Ah, hier ist inzwischen musiziert worden", fügte er hinzu, das offene Klavier gewahrend. "Das ist recht. Die Musik bietet viel des Interessanten — als Wissenschaft. Es besteht eine wunderbare Aehnlichkeit zwischen Licht und Ton, durch die sich die gleiche Wirkung aller Empfindungen beweisen läßt. Alle unsere Sinne sind wahrscheinlich nur Differenzierungen des Gefühlssinnes, und wir haben keinen Grund, anzunehmen, daß wir schon aus Ende dieser Differenzierungen gelangt sein sollen. Unsere Sinne sind noch zu keinem Abschluß gekommen. Wenn der Mensch der Gegenwart nur fünf Sinne hat, so ist's doch möglich, daß der Mensch der Zukunft vielleicht fünfzig besitzen wird."

"Was in aller Welt soll er denn mit ihnen anfangen?" fragte Miß Bivan, wie erschreckt über das Zukunftsbild. (Fortsetzung folgt.)

Durch Vermittelung.

Skizze von A. Wald.

(Schluß.)

(Nachdruck verboten.)

Wie angedonnert, mit hochrotem Kopf, stand Guste da, pustend vor Anstrengung und Erregung, und wie ein Pfeil schoß laut jauchzend und schimpfend der überfallene Teufel mit eingeknickter Kute auf die Straße hinaus. Einen Augenblick, nur einen Augenblick war es währenddessen mir durch den Kopf geblitzt, zeige, wie's dem Manne ziemt, von der Stätte des Dramas zu verschwinden und Guste in der Patsche zu lassen. Aber da griff ich, der ich einen Moment wohl kein allzu geistreiches Gesicht gemacht, auch schon entschuldigend ein: "Tausend-, tausendmal bitte ich um Verzeihung, gnädig's Fräulein! Denn mir dämmert jetzt ein schreckliches Verständnis. Die frappante Aehnlichkeit unserer Gunde ist der Konflikt dieses Dramas, und Ihrem "Erdmann", wie Sie Ihren bedauernswerten Liebling riefen, zum Verhängnis geworden. Die Tracht Prügel, die meinem "Kraz" zugebracht war, wegen eines endlosen Sündenregisters, ist an die falsche Adresse gelangt. Zu jeder Genugthuung erkläre ich mich daher bereit, und wenn Sie wünschen, gnädig's Fräulein, soll zur glänzenden Rechtfertigung Ihres "Erdmanns", der hiermit in aller Form dazu eingeladen wird, mein "Kraz" noch nachträglich und gründlich seine Lektion haben! Da aber unterbrach mich die reizende junge Dame in dem kleidsamen grauen Strakenkostüm mit silberhellem Auflachen: "Nein, nein, mein Herr, "Erdmann" und ich verzichten auf eine derartig aufregende Genugthuung!" Und die dunklen Augen unter dem breitrandigen Rembrandthut sahen mich schelmisch an: "Ich bitte Sie vielmehr, es genug sein zu lassen und Ihrem "Kraz" die zuge dachte Lektion zu schenken." Damit empfahl sie sich unter einer entzückend anmutigen Neigung des dunklen Köpfchens und verschwand mit ihrem mißhandelten "Erdmann", der aus angemessener Entfernung den Verhandlungen argwöhnisch zugehört, in eines der gegenüberliegenden Häuser.

Ja, das war 'ne schöne Geschichte geworden, obgleich die junge Dame eine so freundliche Miene zum bösen Spiel gezeigt! Und die tragikomische Teufelsaffäre beschäftigte mich denn auch sehr nachhaltig, obgleich Freund "Kraz", als er mit dem unschuldigsten Gesicht von der Welt endlich am

späten Abend angetrieben kam, mit einem nleberstimmern- den Blick ausging, welcher geringe Strafe er lediglich seiner holdseligen Flirtsprecherin zu danken hatte. Wer mochte übrigens das reizende Mädchen sein? so dachte ich. Die junge Dame, die mir vis-à-vis wohnte, war mir seit kurzem häufiger auf der Straße begegnet, meistens mit Büchern im Arm, und hatte mein stilles Interesse erregt. Ich ließ mir das Adreßbuch geben und schlug nach: Vergstraße 46 — das war die Nummer! Kaufmann Werner, verwitwete Steuerrätin Denker und — da kam's: Annie Steinbrecht, Lehrerin a. d. höheren Mädchenschule. So, das war also die junge Dame! Und Lehrerin — eigentlich nicht mein Genre, dachte ich. Aber dennoch — reizend, hübsch, ladigste war sie, und der Name Annie — allerliebste, so und nicht anders mußte sie also heißen! Und kurz und gut — nachdem ich bereits vierzig Jahre alt geworden, ohne je soweit gekommen zu sein, stellte ich plötzlich die überraschende Tatsache fest, daß ich die schlank, liebreizende Annie lieb hatte, so recht von Herzen lieb hatte, und daß ich nun auch heiraten wollte, und zwar die oder keine! Aber — wie sollt' ich mich nun meinem Schatz — so nannte ich Annie im stillen bereits — wie sollt' ich mich ihm nähern? Da kam mir ein grandioser, genialer Einfall. Ich ging also am nächsten Abend zum Schlächter und kaufte mir eigenhändig eine appetitliche, recht große, runde Leberwurst. Damit wollte ich mir auf dem Umwege durch „Erdmanns“ Wagen den Weg zum Herzen seiner reizenden Herrin bahnen. Und jedenfalls war dies auch eine „geschmackvollere“ Satisfaktion, die eher Aussicht auf Annahme hatte, als die zuerst angebotene. Nun noch ein rosa Seidenband gekauft. Das war natürlich schon etwas schwieriger für einen vierzig-jährigen Junggesellen, und die kleine Konfektionseuse sah mich denn auch etwas eigentümlich lächelnd an. „Wie breit wünschen Sie das Band, mein Herr, etwa so?“ Damit wies sie in dem großen Kasten, der eine Unmenge Band in allen rosa Nuancen enthielt, auf ein etwa daumenbreites, da die Kleine wohl als selbstverständlich annahm, daß ich ein Paket Liebesbriefe zusammenbinden wollte. „Ja, nehmen wir das, und — beinahe hätt' ich gefragt: wieviel gehört wohl zu einer schönen Schleife um eine Leberwurst? Also, bitte, anderthalb Meter.“ Ich bezahlte und ging stolz mit meinen Schätzen nach Haus. Nun wurde die Wurst in fingerbreiten Zwischenräumen mit dem rosa Seidenband umwickelt und am Abschluß eine graziöse Schleife geknüpft. Ich kann dir sagen, Werner, es war eine Ausstattung, wie sie wohl selten einer gewöhnlichen Leberwurst zuteil wird. Und als sie sauber in Seidenpapier gehüllt und in eine Pappschachtel gepackt war, die mit der Adresse der Dame versehen wurde, schrieb ich den Kommentar dazu, den ich mit in die Schachtel legte. Ad. Herrn Erdmann. „Sehr geehrter Herr Nachbar! Zu meinem tiefsten Bedauern habe ich vorgestern Abend, als ich von einem Spaziergang, zu dem ich die Erlaubnis einzuholen vergessen hatte, nach Haus kam, von der für Sie so „peinvollen“ Verwechslung gehört. Es drängt mich daher, Ihnen mein wärmstes Mitgefühl zu bekunden und Sie gleichzeitig höflichst zu bitten, durch die freundliche Annahme beifolgenden schwachen Versuches einer Süßhe es mir zu ermöglichen, mein schwer belastetes Gewissen doch um ein geringes zu erleichtern. Mit dem Ausdruck unbegrenzter Hochachtung Ihr ergebenster „Kraz“, Vergstraße 12, p. A. Amtsrichter Dransfeld.“ So etwa war der Wortlaut des Begleitschreibens. Und als dann irgend ein Junge von der Straße die Schachtel auf der Post für mich abgegeben, kam eine fieberhafte Aufregung über mich, wie die Sache sich nun weiter entwickeln würde. Ja, ich versichere dich, niemals während meiner Heidelberg und Jeneser Zeit dermaßen sehnsüchtig auf den Geldbriefträger gewartet zu haben, wie in den Leberwursttagen auf eine Antwort von „Erdmann“, resp. Fräulein Annie Steinbrecht. Reagierte sie — standen meine Affären gut! Wenn nicht — dann ade, ihr Träume! Und als ich am Morgen des dritten Tages darauf von meinem Wachtposten am Fenster aus die rotbelegte Uniform des Stephanjüngers da hinten an der Ecke der Steingasse auftauchen und den Mann mit der schwarzledernen Pandoratafche im Gefühl seiner Unverantwortlichkeit, so recht gemütsruhig daherkommen sah, und als er dann unten in unserer Haustür verschwand und langsam die Treppe heraufkam, da machte ich in den Momenten die ganze Skala der Empfindungen durch, die einen Delinquenten durchströmen mögen, der immer noch nicht weiß, ob schließlich der Staats-

anwalt oder der Verteidiger Recht hat. Was, was war gut, ich hatte, obgleich ich meinen Augen anfänglich nicht zu trauen wagte, urplötzlich ein lichtgrünes, schmales Damenbriefchen in Händen, dessen elegante Aufschrift klar und deutlich meine Adresse trug. Und einlegend ein zweites kleines Kuvert: Herrn Kraz. Zitternd erbrach ich den Brief: „Geehrter Herr Kraz! Antwortlich Ihres werten Schreibens erlaube ich mir, Ihnen höflichst zu erwidern, daß es einer Süßhe durchaus nicht bedurft hätte. Mein Rückgrat schmerzt mich allerdings noch etwas, aber für einen so liebenswürdigen Freund und Nachbar läßt man sich schon gern einmal durchbläuen. Das ist so Kameradengeist! Im übrigen danke ich verbindlichst für das delikate und reizend dekorierte Schmerzenspflaster, um dessen Bezugsquelle ich Sie bei Gelegenheit befragen möchte. Und die Bitte hinzufügend, als Gegenbeweis unverbrüchlicher Kameradschaft, die nachfolgend Ihnen zugehende kleine Schlummerdecke auch von mir freundlichst anzunehmen, verbleibe mit bestem Gruß Ihr ergebenster Erdmann.“

So ungefähr stand auf der lichtgrünen Karte geschrieben. Und Freund „Kraz“ zog sein schmales Aristokratengeſicht in unbeschreibliche Falten, als sich sein Amtsrichter jubelnd erliche Male mit ihm im Kreise drehte. Bistorial Die Sache ging gut! Na, und um nun weiter zu kommen — es traf sich künftighin, nachdem auch die reizende, kleine Decke mit dem gestickten Namenszuge des vierbeinigen Herrn „Kraz“ in meinen Besitz gelangt, noch bei weitem häufiger, daß ich so nach Schluß der Schulzeit auch just die Vergstraße passierte und meiner kleinen Annie, die bei solch glücklichem „Zusatz“ stets so allerliebste errötete, in den Weg kam. — Und als es Winter geworden, und draußen auf der Schützenwiese brillante Eisbahn war, da saßte ich eines Tages den Mut, Fräulein Annie beim Schlittschuhlaufen anzureden. Etwas verschüchtert und reserviert war sie zwar anfangs, aber bald taute sie doch auf. Und so erfuhr ich denn auch bei der Gelegenheit, wie sie zu ihrem „Erdmann“ gekommen. Sie sei Waise und die Tochter eines verstorbenen Majors und habe sich von dem anhänglichen Tier, von dem der Vater so viel gehalten, nicht trennen wollen. — Und um jetzt zur Hauptsache und zum Schluß zu kommen — ein paar Tage später, als wieder da draußen auf der Eisbahn die Floden lustig auf uns herniederwirbelten, Freund „Erdmann“ und „Kraz“ im Schnee sich freundschaftlich balgten, und meine Annie in dem engen schwarzen Jackett und Pelzmütchen, unter dem die krausen, dunklen Locken hervorlugten und so wie hingehaucht auf der weißen Stirn lagen, als meine Annie da mit den schelmischen, braunen Augen und den von der Kälte so entzündend rötlich angehauchten Wädden neben mir über die blizende Eisbahn glitt, da saßte ich durch den kleinen Sealkinnuff das warme Händchen fester und fragte so recht treuherzig und bieder, ob ich die kleine Hand wohl für immer behalten und Annie meine reizende Frau Amtsrichter werden wolle. Genau weiß ich nicht mehr, wie's dann weiter zugeht — tut ja auch nichts zur Sache — aber so etwas wie „ja“ muß sie doch wohl gesagt, oder durch Tränen lächelnd genickt haben, denn sonst wär' sie ja nicht ein halbes Jahr später meine Frau geworden. Und als wir Hochzeit feierten, hat Fritz uns außer der Gemeinheitsmappe, die da hinten über'm Schreibtisch hängt, auch noch den „Kraz“ als lebendes Inventar geschenkt, so daß die beiden krummbeinigen Freunde dann zusammen in unseren jungen Hausstand einzogen. Daher also, lieber Werner, die Vorzugsrechte dieser beiden Faulpelze, die doch so verschmimt dreinblicken, nicht wahr?, als hätten sie alles verstanden! —

Uebrigens — wenn ich recht höre — kommt da eben meine Annie nach Haus. Ah sieh! Guten Abend, mein Schatz!

„Guten Abend, Herr Professor! Guten Abend, Alterchen! Sag' doch 'mal, was erzähltest du hier eben von „Erdmann“ und „Kraz“? Ich hörte so was auf dem Flur! Hat er aus der Schule geplaudert, Herr Professor?“

Und als der Angeredete lächelnd nickt, droht die reizende junge Frau ihrem Manne schelmisch mit dem Finger, und die rötliche Wange an das Gesicht ihres Gemahls schmiegend, meint sie neckisch: „Es war wohl die Geschichte von den Heiratsvermittlern?“



EINST UND JETZT

Die letzten Worte großer Männer.

Die letzten Worte von Sterbenden stehen, wie sich das an bedeutenden Männern nachweisen läßt, meist im Zusammenhang mit dem, was den Geist der Betreffenden während ihres Lebens am meisten beschäftigt hat. Napoleon I. führte ein Kriegsleben wie selten einer; seine letzten Worte lauteten: „Eine Heeresfäule!“ — Mozart, der nur für die Musik gelebt hat, rief sterbend: „Laßt mich nur noch zum letztenmale Musik hören!“ — Karl Blöb, aus dessen Grammatiken ein gut Teil Deutscher seine französischen Kenntnisse geschöpft hat, starb mit den Worten auf den Lippen: „Je meurs — mais on peut aussi dire — je me meurs!“ — Goethe, der nimmer rastende Geist, dem nichts verborgen bleiben durfte, der sich mit eisernem Fleiß in die Geheimnisse der Natur hineinarbeitete, verlangte noch im letzten Augenblick: „Mehr Licht!“ — Ludwig XV. hatte sich Zeit seines Lebens so manchem „Muh“ beugen müssen. Er hatte erfahren, daß man sich so mancher Gewalt — und bestände diese in dem Zauber verlockender Sirenenaugen — vergebens zu widersetzen sucht, so auch, wenn der Tod an den Menschen herantritt. Da heißt's eben sterben, und sei das Leben auch noch so schön. Er verschied mit den Worten: „Man muß! Man muß!“ — Oft aber auch sind die letzten Worte der Ausdruck der Stimmung, in welcher sich die Sterbenden während ihrer letzten Augenblicke befinden. So war es eine Lieblingsidee des großen Meisters Beethovens, eine Faustmusik zu schreiben. Noch auf dem Sterbelager phantasierte er davon, und in seinen letzten Worten: „Schade — schade . . . zu spät!“ drückte er sein Bedauern über die Unmöglichkeit, seine Lieblingsidee zu verwirklichen, aus. — Der große Philosoph Kant und noch eine ganze Reihe anderer berühmter Männer starben mit dem Ausdruck der Zufriedenheit. Kants letzte Worte lauteten: „Es ist gut!“; Schillers: „Immer besser, immer ruhiger!“; Washingtons: „Alles geht gut!“; Wellingtons: „Es geht gut!“; Friedrichs II.: „Es geht gut, der Berg ist überschritten!“; Rodes: „Genug!“; Cromwells: „Ich bin erlöst!“; Walter Scotts: „Ich fühle, daß ich zu mir selbst zurückkehre!“; Nelsons: „Ich habe meine Pflicht getan und danke Gott dafür!“; Rabelais: „Ich will ein großes Vielleicht aufsuchen; laßt den Vorhang fallen, das Stück ist zu Ende!“ Konfucius dagegen starb unzufrieden. Seine letzten Worte lauteten: „Es ist mir nicht gelungen!“

Bunte Blätter.

Eine poetische Widmung Richard Wagners. Der Kapellmeister Anton Seidl war einer der treuesten Jünger des Meisters und die rechte Hand Wagners auf seinen Konzertreisen. Als Seidl, um einem Rufe als Kapellmeister an das Stadttheater in Leipzig zu folgen, von dem geliebten Meisterchied, begleitete dieser die Widmung der Partitur des „Rheingold“ seinen Jünger durch folgende Knittelverse:

„Auf der Welt ist alles eitel,
Wer kein Maß hat, trinkt sein Seidl.
Anton nur ist's ganz gelungen;
Von der Sohle bis zum Scheitel
Hat er sich hineingefungen
In den „Ring des Nibelungen“

Unter Einsatz. Friedrich Wilhelm III. bemerkte eines Tages bei der unerwartet raschen Zurückkunft von einem Spazierritt in das Palais zu Potsdam, daß sich der Portier nicht, wie es dessen Pflicht gebot, auf seinem Posten befand.

„Portier ist abgesetzt!“ rief der Monarch zornig.

Jede Fürbitte würde bei der Hartnäckigkeit, mit welcher der König an einer einmal getroffenen Bestimmung festhielt, fruchtlos gewesen sein, man schwieg also, obgleich das Schicksal des sonst so pflichtgetreuen Beamten allgemeines Bedauern erregte. Als aber am nächsten Morgen der diensttuende Flügeladjutant in das Zimmer des Monarchen trat, gestattete er sich die Frage: „Majestät, ist der Portier auf einen oder auf zwei Tage abgesetzt?“

„Auf einen“, lächelte der König, der inzwischen wohl selbst schon das im ersten Aeraer Verfügte bereut hatte.

Räthsel und Aufgaben.

Arithmogryph.

Die Zahlen sollen durch Buchstaben ersetzt werden, so daß Wörter von der angegebenen Bedeutung entstehen. Werden die Wörter richtig geordnet, so nennen die Anfangs- und Endbuchstaben derselben ein Drama und dessen Dichter.

- 3 5 12 8 — Fuß
5 17 17 6 — Stadt in Westfalen
2 3 13 8 12 — männlicher Vorname
8 6 15 15 6 — Blume
2 4 4 2 17 — Stadt in der Rheinproving.
2 4 6 5 — biblischer Name
17 6 20 20 2 3 — Schlange
2 16 2 5 20 2 — Aufruhr
14 18 17 3 6 9 — männlicher Vorname
14 6 3 19 10 2 17 — Fisch
17 2 12 2 16 13 6 — biblischer Name
15 6 17 9 4 12 5 20 — Stadt in Bayern
18 3 6 20 18 3 13 5 16 — musikalische Bezeichnung
21 18 3 6 3 15 7 2 3 11 — Theil in Tirol
11 2 4 2 15 4 8 12 6 19 — Maler
4 8 12 17 13 20 20 13 6 6 8 12 — Pflanze.

Rebus.



Auflösungen aus voriger Nummer.

Zifferblatt-Räthsel.

Dante, Tell, Beda, David.

Akrostichon.

Epos	—	Nepos
Uas	—	Uias
Sau	—	Sau
Uiche	—	Ueiche
Vingen	—	Vvingen
Eisen	—	Meisen
Aube	—	Laube
Uel	—	Uel
Nähen	—	Nähen
Nhlen	—	Nab.en
Bernburg	—	Geernburg

Niederlande.

Rebus.

So steigt und fällt des Urtheils wandelbare Woge.

(Schiller.)

Rath in Rechtsfachen! Schriftliche Arbeiten! 135
Rechtsbureau Hochstätte 4, Schupp.

Garantirt reinen

Honiglebkuchen

jeden Tag frisch, empfiehlt

9886

Brod- und Feinbäckerei

F. Zimmermann, Moritzstraße 40.

Elektrischer Maschinenbetrieb.

NB. Wiederverkäufer erhalten Rabatt. Bei 10 Pfd. Abnahme Engrospreise, auch für Private.

Ia Gas-Cokes Ia

I. Sorte sehr billig, sowie Braunkohlen-Briquets und prima Buchen-Prenholz, gespalten, kein Abfallholz à Gr. 1 Mt. 30 Pfg empfiehlt
M. Cramer, Feldstr. 18.
Telefon 2345.